Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 40 [i.e. 43] (1961)

Heft: 29

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

AZ Winterthur

Winterthur, 18. August 1961
40. Jahrgang Nr. 29/108

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite Frauenstimmrecht

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Auflage über 20 000 Exemplare

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp., Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Die Situation des Fremdarbeiters in der Schweiz

Nach den Erhebungen des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit waren Mitte Februar dieses Jahres insgesamt 275 291 kontrollpflichtige ausländische Arbeitskräfte bei uns tätig. Davon entfielen 27 428 oder 10 Prozent auf Saisonarbeiter. die um diese Jahreszeit relativ schwach vertreten sind. Das Hauptkontingent stellten die Nicht-Saisonarbeiter mit 214 285 oder 77,8 Prozent dar, denen die Grenzgänger folgten, die mit 33 578 oder 12,2 Prozent am Gesamtbestand beteiligt sind.

Zu Zeiten des Spitzenbedarfs um Mitte August erhöhen sich diese Zahlen rasch und haben beispielsweise im Vorjahr gegenüber 250 794 im Februar Ende August 364 778 betragen. Uns interessieren im Zusammnehang mit dem Lebensstandard und den Lebensbedingungen des Fremdarbeiters nur jene Arbeitskräfte, die in unserem Lande während längerer Zeit leben und arbeiten müssen. Die Grenzgänger gehören nicht zu dieser Kategorie, weil es ihnen ungenommen bleibt, in ihrem eigenen Land zu arbeiten und von den dortigen Sozialleistungen zu profitieren. Das gilt insbesondere von den Deutschen, die zwar Freude haben an unsern durchwegs höheren Stundenlöhnen, die sich aber im Krankheitsfalle in Deutschland besser stellen.

Unter den kontrollpflichtigen Fremdarbeitern stehen die Italiener mit 158 773 nach wie vor an erster Stelle. Ihre Zahl ist gegenüber dem Vorjahr um 20 520 oder um 14,8 Prozent angestiegen. Die Deutschen verzeichnen bereits eine geringfügige Abnahme auf 65 954, wogegen die Oesterreicher mit 28 637 praktisch auf dem Vorjahresstand verharrten. Relativ schwach vertreten sind die Franzosen mit 9898 und die übrigen Staaten (Spanier, Engländer, Amerikaner und Angehörige der Benelux-Länder) mit knapp 12 000 Kräften.

Die Gliederung des Ausländerbestandes nach dem Geschlecht ist von Nationalität zu Nationalität verschieden. Während bei den Oesterreichern die Frauen mit 59 Prozent das Uebergewicht haben, sind bei den Angehörigen aller andern Staaten die männlichen Arbeitskräfte stärker vertreten, vor allem bei den Italienern, deren Bestand sich zu sieben Zehnteln aus Männern und nur drei Zehnteln aus Frauen zusammengesetzt. Der Anteil der Männer beträgt bei den Deutschen 53 Prozent, bei den Franzosen 57 Prozent.

Dort, wo wir am empfindlichsten unter dem gegenwärtigen Arbeitermangel leiden, nämlich in der Metallindustrie, im Hotelwesen, im Baugewerbe, in der Textil- und Bekleidungsindustrie und in der Landwirtschaft machen die Italiener gegenwärtig 60 bis 80,5 Prozent des Fremdarbeiterbestandes aus. Dagegen stehen die Deutschen in der Berufsgruppe Haushalt mit einem Anteil von 44,3 Prozent im Vordergrund. Es ist in der Tat nicht übertrieben, wenn wir sagen, dass mancher grosse und kleine Industriebetrieb und manches Bauunternehmen ohne den Einsatz und die Schaffensfreude der italienischen Arbeitskräfte schon vor Jahren hätte geschlossen werden müssen.

Wie aber sieht die Würdigung aus, die der Fremdarbeiter in unserm Lande findet? Die Entlöhnung ist, zufolge des immer noch zu geringen Angebots an leistungsfähigen und willigen Arbeitskräften, durchwegs als gut zu bezeichnen. Die Arbeitgeber, die in der Regel Ausländer aufnehmen, loben den guten Geist und den Einsatz vornehmlich der Italiener und die meist gute Ausbildung der Deutschen, welche letztere freilich bereits etwas «verwöhnt» wirken, so dass die Leistung nicht mehr die gleiche ist wie vor einigen Jahren. Da man aber das gleiche von den schweizerischen Arbeitskräften ebenfalls sagen muss, spielt hier der kollektive Arbeitsgeist und das Mass der Leistungskontrolle eine entscheidende Rolle. Unbestritten ist jedenfalls, dass die Italiener, die Oesterreicher und die Deutschen zu den hochwillkommenen Arbeitskräften unseres Landes gehören und dass man manchenorts mit Bangen die industrielle Entwicklung und Expansion unserer Nachbarländer verfolgt, die mit der Zeit mehr und mehr ihre eigenen Landsleute absorbieren werden.

Aber bis dahin vergehen noch einige Jahre, und wir könnten uns darauf besinnen, womit wir den jahrelangen Aufenthalt der Fremdarbeiter angenehm gestalten könnten. Wie schon gesagt, fehlt es innerhalb der Betriebe meist nicht an durchaus positiven Leistungen. Um so schlimmer sieht die Freizeit des Ausländers bei uns aus. Namentlich der Italiener, der dafür bekannt ist, dass er sich monatelang nichts gönnt, um fast seinen gesamten Lohn der in Italien ansässigen Familie zukommen zu lassen, hat allen Grund, sich ernsthaft über uns Schweizer zu beklagen. Fürs erste verbietet man ihm, seine Frau und seine Kinder mitzubringen. Er trennt sich also von seiner Familie und gibt damit etwas vom Wichtigsten und Schönsten seines Daseins auf: das eigene Familienleben, das Erlebnis des Gedeihens und Wachsens seiner geliebten Kinder. Wenn er nun erwarten dürfte, hier bei uns ein behagliches Heim, entgegenkommende Gefühle, eine Atmosphäre der Freundschaft und Anerkennung zu finden, so täuscht er sich. Für den italienischen Fremdarbeiter werden in unsern Städten die schäbigsten Mietkasernen, die billigsten Baracken und die armseligsten Zimmer zur Verfügung gestellt. Keinem andern Land gegenüber würden wir uns getrauen, derart himmeltraurige Lagerstätten für gutes und schwer verdientes Geld zur Verfügung zu stellen. Aber es müssen schon eigentliche Skandale hervorgerufen werden, bis sich einmal eine Verwaltung dazu bequemt, wenigstens gelegentliche Kontrollen anzuordnen. Was dabei herausschaut sehen wir am Beispiel der reichen und sonst recht aufgeschlossenen Stadt Zürich — deren Kanton nebenbei bemerkt mit 73 884 Fremdarbeitern weitaus an der Spitze steht. — Dort hat der Vorstand des Wirtschafts- und Gesundheitsamtes, Stadtrat Holenstein, auf eine diesbezügliche Interpellation hin geantwortet, dass das Wohnproblem der (sonst unentbehrlichen) fremden Arbeitskräfte nicht gelöst sei, dass die Stadt aber auch nicht daran denken könne, die Schaffung von Wohngelegenheiten selber an die Hand zu nehmen. Im übrigen seien skandalöse Zustände doch eher Ausnahmeerscheinungen ...

Was Zürich hier wenig diplomatisch, aber durchaus wahrheitsgetreu ausdrückt, sagen andere Kantone etwas höflicher. Sie denken nämlich daran, vorerst eine Rechtsgrundlage dafür zu schaffen, dass Grossbetriebe, die sehr viele ausländische Arbeitskräfte beschäftigen, zur Schaffung geeigneter Unterkunftsmöglichkeiten verpflichtet werden können. Es ist schliesslich nicht einzusehen, warum grosse Industriebetriebe, die ja kaum mehr wissen, wie sie ihr Geld investieren können, nicht auch billige Wohnblöcke für ihre ausländischen Arbeitnehmer aufstellen könnten. Da sie es seit Jahrzehnten mit Erfolg für die inländischen Angestellten getan haben, wird sie niemand daran hindern, in ihren eigenen Liegenschaften auch Zimmer und Kleinwohnungen an Italiener und Deutsche auszumieten. Wenn es ihnen ausserdem noch gelingt, im Rahmen ihrer Kantinenwirtschaft für preiswerte Morgen- und Nachtessen, aber auch für gesunde Zwischenverpflegungen und vielleicht sogar Sonntagsrationen zu sorgen, so sind wir sicher, dass sich viele Ausländer entschliessen werden, länger hierzubleiben und noch andere Familienangehörige nachkommen zu lassen. Viel verwickelter ist das Problem, wenn es sich beim Arbeitnehmer um einen Familienvater handelt. Hier haben wir während der letzten Jahre eigentliche Tragödien erleben müssen: nicht nur, dass die zurückgelassenen Frauen den Zusammenhalt mit dem Gatten verloren, sondern auch die Kinder, die während der jeweiligen Weihnachtsfeiertage ihren Vater kaum mehr erkannten. Sehr oft ist es auch vorgekommen, dass im Laufe des Jahres Babies geboren wurden, die ihren Vater erst kennenlernten, als sie bereits gehen konnten. Alle Bestrebungen, ganze italienische Familien in die Schweiz zu bringen, scheiterten an den Weisungen der eidgenössischen Fremdenpolizei, die natürlich die unabsehbaren Folgen dieser Immigration durchaus richtig erkannt hat.

Wir sehen schon an den Ausnahmefällen, die sich durch die Abgabe der unbefristeten Aufenthaltsbewilligung nach jahrelanger Niederlassung ergeben, dass die

Zunahme italienisch sprechender Kinder in vielen unserer Gemeinden recht komplexe Probleme aufgeworfen haben.

Vor allem müssen manchenorts neue Schulhäuser gebaut werden, weil doch immerhin auf nur dreissig Kinder eine eigene Klasse kommen muss. Das führt zur Vermehrung von Kindergarten- und Lehrerstellen, zu neuen Bauaufgaben und einer Erweiterung der übrigen Gemeindeverwaltungsposten. Das Wohnproblem ist ja nicht das einzige, das durch den Zuzug von ausländischen Familien aufgeworfen wird. Auch die religiöse Gliederung einer Gemeinde wird durch den Zustrom der italienischen Fremdarbeiter stark tangiert, und nicht zuletzt ist auch eine sichtbare Beeinflussung der sozialen Struktur der Wohngemeinde zu beobachten. Es gibt heute schon Schulklassen, deren Kinder zu einem Drittel von italienisch sprechenden Eltern abstammen: sie haben ganz andere Lebensgewohnheiten, ein ganz verschiedenes Temperament, andere Ansprüche und uns oftmals fremde Begriffe über Aufgabe, Form und Ziel des Unterrichts. Was heute noch eine Ausnahmeerscheinung ist, zeigt sich in zehn, zwanzig Jahren vielleicht als die Regel, zumal, wenn hier aufgewachsene Jugendliche sich innerhalb unserer eigenen Reihen ihre künftigen Ehepartner suchen und die Rassenvermischung mit einigen hunderttausend Fremdarbeitern auf Generationen hinaus weitergeht.

Damit sind Probleme angeschnitten worden, die der neuzeitliche Arbeitgeber angesichts seiner manchenorts katastrophalen Angestelltennot glatt negiert. Dass sie aber existieren, zeigte uns allein schon das Beispiel der «kleinen polnischen Invasion» während des Krieges. Damals liessen die internierten Polen Hunderte von illegitimen Kindern zurück, und nicht weniger von ihnen verheirateten sich auch bei uns. Aber die Zahl der unglücklich ausgegangenen Ehen stand in keinem Verhältnis zu den Scheidungszahlen der schweizerischen Ehepartner: hier prallten Gegensätze der Erziehung, des Herkommens, der moralischen und ethischen Grundsätze aufeinander, die nur ein ganz grosses Mass an Liebe, Geduld und Einfühlung meistern konnten.

Durch Frauenhand zum Ehestand

Der waadtländische Staatsrat hat für den Bezirk Aubonne erstmals in der Schweiz eine Frau in das Amt eines Zivilstandsbeamten eingesetzt: Frau Suzanne Gaillard-Reymond kann nun bei Trauungen die Heiratskandidatinnen in wahrhaft schwesterlichem Tone auf die Rechte und die Pflichten der Frau in der Ehe aufmerksam machen. *Photopress*

Nicht ganz so krass wird die Assimilierung der italienischen, österreichischen und deutschen Männer und Frauen in der Schweiz sein, weil sie vorher Gelegenheit hatten, lange in unserem Lande zu arbeiten und zu wohnen. Eine wirkliche Anpassung wird aber nur zu erreichen sein, wenn wir sie schon als willkommene Fremdarbeiter in unsern Reihen aufnehmen, wenn wir ihnen sofort menschenwürdige Wohnstätten und Kantinen zur Verfügung stellen und wenn wir aufhören, sie als Menschen zweiter Klasse zu behandeln.

Vielleicht lohnte sich sogar die Frage, ob man nicht dem vermehrten Italienischunterricht in unsern Berufsschulen Vorschub leisten sollte? Nach dem Run aller Schweizer nach jeglicher Möglichkeit, Englisch zu lernen, wäre es durchaus am Platze, sich auch des Wertes der italienischen Sprache zu besinnen: man könnte mit ihrer Hilfe nicht nur sympathische Kontakte mit unsern Landsleuten ennet dem Gotthard pflegen, sondern auch als Mitarbeiter und Vorgesetzter gegenüber dem Italiener Pluspunkte buchen. Kein Mittel hilft uns so grundlegend einen Menschen in seiner ganz komplexen Wesenart zu begreifen und zu verstehen, wie seine Muttersprache!

Da wir nun einmal darauf angewiesen sind, über eine Viertelmillion Fremdarbeiter während des ganzen Jahres bei uns zu beschäftigen, dürfen wir unsere Augen nicht vor den Pflichten verschliessen, die damit verbunden sind. Es ist zwar in der Regel Aufgabe der Gemeinden und Kantone, die Wohn-, Unterrichts-, Verpflegungs- und Krankenprobleme ihrer Einwohner zu regeln. Da es sich aber bei den vielen hunderttausend Fremdarbei-

Der Verbraucher und die Hochkonjunktur

Leben wir auf zu grossem Fuss?

Die konjunkturelle Anspannung hat in der Schweiz — wie auch in anderen europäischen Ländern — ein sehr hohes Mass erreicht. Bereits ertönen da und dort wieder Stimmen, welche Massnahmen zur Bremsung der Konjunktur verlangen. Die schweizerische Wirtschaft sei in jeder Hinsicht überbeansprucht; der Mangel an Arbeitskräften treibe die Löhne in die Höhe, und die überschüssige Kaufkraft der Verbraucher müsse eine neue Teuerungswelle verursachen. Die Parallelen der heutigen Situation mit jener der Jahre 1957/58 sind unverkennbar, nur dass die damalige Geld- und Kapitalverknappung noch nicht in Erscheinung getreten ist. Sollte aber der währungsspekulative Geldstrom in die Schweiz nachlassen — so betonen Bankkreise —, dann würde das Geld- und Kapitalangebot bei weitem nicht mehr ausreichen, um übersteigerte Bedürfnisse zu decken.

Die 1957/58 getroffenen Massnahmen zur Bremsung der angeblichen Ueberkonjunktur blieben besonders den Konsumenten in unguter Erinnerung. Die Vorkehren gipfelten bekanntlich im Signal der Nationalbank (Diskontsatzerhöhung) zu einer allgemeinen Kreditverteuerung und in der Aufforderung an die Adresse der Verbraucher, ihren Gürtel enger zu schnallen. Die Massnahmen konnten weder die Konjunktur bremsen noch brachten sie die Teuerung zum Stillstand. Das Fazit jener Aktionen bestand lediglich darin, dass etwa 25 000 dringend benötigte Wohnungen weniger gebaut wurden, dass gewerbliche Unternehmen zufolge der Kreditsperre Konkurs machten und dass die Teuerung zufolge der Zinssatzerhöhung noch zusätzlichen Auftrieb erhielt.

Heute ist es vor allem die momentane Verschlechterung der Handels- und Ertragsbilanz, welche die Behauptung zu neuem Leben erweckt, wonach der Schweizer über seine Verhältnisse lebe. Es herrsche kein Zweifel darüber — so lesen wir in einem Bericht —, dass die Schweiz heute zu viel verbrauche, dass sie vom Ausland an Gütern und Dienstleistungen mehr beziehe, als sie dorthin liefere. Der legitime Anspruch des Konsumenten auf einen wachsenden Lebensstandard, auf Befriedigung neuer Bedürfnisse, wird in gewissen wohlsituierten Handels-, Industrie- und Finanzkreisen als etwas Abnormes, als verurteilungswürdig hingestellt. Die Konsumenten sollten auf «überflüssige Aufwendungen» verzichten, dozierte ein Generaldirektor. Und zu allem Ueberfluss wendet sich auch unsere oberste militärische Führung gegen «die Angewöhnung an Bequemlichkeit und Luxus», weil «die damit verbundene Lebensweise den Kein einer Schwächung unserer physischen und moralischen Widerstandskraft in sich trägt».

Der Verbraucher ist kein Prügelknabe!

Von der hohen Warte einiger zehn- oder hunderttausend Franken Jahreseinkommen hören sich derartige Ermahnungen schlecht an. Wären sie berechtigt, so müssten ihre Verkünder längst auf jenem «physischen und moralischen Tiefpunkt» angelangt sein, dessen Erreichung sie bei andern befürchten. Der Bankdirektor denkt natürlich nicht daran, im Sinne der Verbrauchseinschränkung auf seinen feudalen Wagen und im Zeichen des Arbeitskräftemangels auf den Geschäftschauffeur zu verzichten. Vom kleinen Verbraucher aber erwartet man es als selbstverständlich, dass er aus «staatspolitischer Einsicht» den ohnehin nicht zu weiten Gürtel enger ziehe. Solche Forderungen an die Adresse der Verbraucher haben nicht nur einen falschen Unterton; sie sind auch ökonomisch nicht gerechtfertigt.

Die gegenwärtige Hochkonjunktur ist vor allem durch den Export und durch die grossen Investitionen bedingt. Von einer preistreibenden Uebernachfrage bei den Konsumgütern kann heute nicht die Rede sein. Wohl zeigen die Detailhandelsumsätze eine hohe Verbrauchsquote, aber dank erweiterter Produktionskapazität und günstiger Importmöglichkeiten ist das Angebot nach wie vor sehr gross. Angesichts unserer überreichlich vorhandenen Währungsreserven ist ein Handelsbilanzdefizit, das heisst die zusätzliche Befriedigung der Nachfrage vom Auslande her, kein Grund zum Jammern, sondern konjunkturell und teuerungspolitisch eine Wohltat. Eben um dieser Wohltat teilhaftig zu werden, haben andere Länder ihre Währungen aufgewertet (Stimulierung der Einfuhr, Dämpfung des Exportes). Die Schweiz hat das Glück, eine Währung zu besitzen, die solcher Manipulationen heute offenbar nicht bedarf. Mit Hilfe der Importe sind wir ohne weiteres in der Lage, die Hochkonjunktur zu meistern. Die Aussenhandelszahlen des Monats Mai zeigen überdies, dass die Mehreinfuhren insbesondere auch auf erhöhte Bezüge von schweren Massengütern (Maschinen und andere Produktionsmittel) zurückgehen. Von solchen Importen werden wir aber nicht ärmer, sondern reicher, weil sie das Leistungsvermögen unserer Wirtschaft steigern. Die Konsumgüterimporte sind zudem geeignet, kostenbedingte Preiserhöhungen im Inland zu dämpfen; sie stellen somit das beste Mittel zur Teuerungsbekämpfung dar.

Die genauere Analyse der heutigen Konjunkturlage, der Aussenhandels- und Währungssituation sowie die Ueberprüfung der vorhandenen Teuerungsfaktoren zwingen zur Feststellung, dass die Dinge keineswegs so kritisch liegen, dass sich eine Wiederholung des zweifelhaften Experimentes zur Konjunkturdämpfung, desjenigen vom Jahre 1957/58, rechtfertigen würde. Es entsteht der Eindruck, gewisse Kreise versuchten einmal mehr, den Konsumenten als Prügelknaben hinzustellen für einige nachteilige Seiten der Hochkonjunktur und für Teuerungsfaktoren, auf welche der Verbraucher leider nicht den geringsten Einfluss hat.

Schweiz. Studiengruppe für Konsumentenfragen

tern um Leute handelt, die der Kontrolle der eidgenössischen Fremdenpolizei unterstehen, liesse sich auch die

Schaffung einer schweizerischen Fürsorgestelle für den ausländischen Fremdarbeiter in der Schweiz

denken. Ihr obläge nicht nur die Aufsicht über die Wohnverhältnisse der Zuzüger, sondern auch die Beratung und praktische Hilfe in familiären, wirtschaftlichen und gesundheitlichen Fragen. Neben einer unentgeltlichen Rechtshilfe müssten den Fragestellern ein Arzt, eine Fürsorgerin und unter Umständen auch eine Polizeiassistentin zur Verfügung stehen, unter deren Obhut die mannigfaltigen Probleme immigrierter Fremdarbeiter gelöst werden könnten.

Man täusche sich nicht: solche Aufwendungen könnten ohne weiteres von der profitierenden Industrie getragen werden, und sie würden sich lohnen, wenn man das Problem der Assimilierung des Ausländers auf weite Sicht zu betrachten wagt. Wenn wir die Lösung dieser Fragen dem Zufall überlassen, wird das so lange gut gehen, als die wirtschaftliche Situation unseres Landes nicht stark verschiebt. Sobald aber unsere Nachbarländer einmal selber imstande sind, ihre Landsleute zu ernähren, stehen wir einigen hunderttausend unbesetzten Arbeitsplätzen gegenüber. Oder aber: die wirtschaftliche Situation verschlechtert sich in ganz Europa, und wir werden die überschüssigen, inzwischen niedergelassenen Ausländer nicht mehr los. Beides kann zu eigentlichen Krisen führen, wenn nicht schon heute Leute, die den Ueberblick und genug Weitsicht haben, eine langsame, stete, aber doch zurückhaltende Einwanderungspolitik gutheissen und mit entsprechenden Sozialleistungen unterstützen. *e. fa*

etv.

21. Board-Meeting der International Federation of Business and Professional Women

(Internat. Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen) in Victoria Falls, Südrhodesien

Unter dem Vorsitz der internationalen Präsidentin, Fräulein Elisabeth Feller (Schweiz), fand vom 21. bis 27. Mai 1946 in Victoria Falls (Südrhodesien) das 21. Board-Meeting der I.F.B.P.W. statt. Es war dies die erste Sitzung des Internationalen Verbandes auf afrikanischem Boden. — Angesichts der politischen Spannungen und Wirren in Afrika, zeichnete sich schon früh ab, dass die Zahl der Teilnehmerinnen erheblich kleiner sein würde als in früheren Jahren. Immerhin kamen 180 Frauen aus 10 verschiedenen Ländern zusammen. Die Schweiz delegierte zwei Mitglieder: Frau G. Kiesel (Winterthur) und Frl. Nägeli (Zürich). Durch die Präsidentin des einladenden Landesverbandes von Rhodesien und Njassaland, Mrs. Withpetersen, und die internationale Präsidentin Frl. E. Feller begrüsst, eröffnet durch den Gouverneur von Südrhodesien, Sir Humphrey Gibbs, nahm das 21. Board-Meeting seinen Anfang Vorgängig fand ein sehr gut vorbereitetes «Gespräch am runden Tisch» (Panel Meeting) statt, das unter dem Vorsitz von Miss Margaret Hyndman, Q. C. (Kanada), der früheren internationalen Präsidentin, stand. An diesen Gesprächen wurden die Themata für die Arbeitsgruppen (Workshops) grundlegend behandelt. Vor allem wurden die im Jahre 1931 anlässlich der Gründung der Federation festgelegten Richtlinien — angesichts der seither veränderten Weltlage — auf ihre heutige Gültigkeit hin geprüft und diskutiert. Die eigentlichen Geschäfte fanden in sieben Sitzungen ihre Erledigung, u. a. wurden die Berichte der internationalen Präsidentin, der Generalsekretärin, Rechnung und Bericht der Quästorin, des UNO-, des Unesco-, des Flüchtlings-Komitees, des Credential-Committes entgegen- und angenommen. Vor allem interessierte der Bericht des Mitglieder-Komitees, des Gremiums, das sich mit dem Ausbau unseres Mitgliederbestandes befasst und das Fühlung nimmt mit Verbänden von neuen Ländern.

Mit herzlichstem Dank nahm die Federation das Angebot des norwegischen Landesverbandes an, den vom 25. bis 31. Juli 1962 stattfindenden nächsten Kongress in Oslo durchzuführen.

Nebst den Arbeitssitzungen, den Ausflügen, Musik- und Filmvorführungen galt das Meeting dem Gespräch von Frau zu Frau, dem Sichkennenlernen über alle Schranken der Landesgrenzen, Kontinente und Rassen hinweg.

Zu dieser ersten Tagung auf afrikanischem Boden hatte der Internationale Verband drei führende afrikanische Frauen aus Nigerien, Kenja und Basutoland zur Teilnahme eingeladen, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen und um ihnen einen Einblick in unsere Tätigkeit geben zu können.

Dem besseren Verständnis, der gegenseitigen Achtung als Wegbereiter zur Entspannung der internationalen Lage, soll auch das für 1962 gewählte internationale Thema gewidmet sein, das ja für alle Clubs in der ganzen Welt verbindlich erklärt wird und im Laufe des Februars 1962 behandelt werden soll. *C. W.*

Geschmackvolle Briefumschläge, gediegene Schreibpapiere tragen dieses Zeichen

H. GOESSLER AG, ZÜRICH 45

Im Rampenlicht

Charles Aznavour als «Pulcinella»

jgb — Roberto Rossellini verhandelt gegenwärtig mit verschiedenen Produktionsfirmen wegen eines Filmes, den er um die berühmte «Pulcinella»-Figur drehen möchte. Das Drehbuch, das Rossellini bereits nach einer eigenen Idee mit Dominique Aubrier schreibt, erzählt von der Reise «Pulcinellas» von seiner Heimat Neapel nach Paris an den Hof des Sonnenkönigs. Für die Titelrolle konnte Roberto Rossellini den berühmten französischen Chansonnier und Schauspieler Charles Aznavour verpflichten.

«Boccacio 1970»

jgb — Nachdem für den Vier-Episoden-Film «Boccacio 1970» die Regisseure Federico Fellini und Vittorio de Sica sich für Anita Ekberg und Peppino de Filippo beziehungsweise Sophia Loren und eventuell Alberto Sordi als Hauptdarsteller ihrer «Episoden» entschlossen haben, gab Regisseur Nr. 3, Luchino Visconti, jetzt bekannt, dass bei ihm Romy Schneider — ohne Alain Delon — und John Gavin spielen werden. Gegen dieses Aufgebot an Namen versucht der «Vierte im Bunde», Mario Monicelli, sich auf seine Weise zu behaupten: Er wird seine Geschichte ohne Berufsschauspieler drehen.

Wie werde ich Filmstar?

jgp — Einen neuen Weg dazu weist der Erfolg zweier deutscher Mädchen, Elke Sommer und Heidi Erich. Beide begannen ihre Filmkarriere in England als «Dienstmädchen». Heidi Erich, die als Partnerin von James Robertson Justice in «Very Important-Pension» debutiert, wird nach diesem Talentbeweis nämlich eine ebenso grosse Karriere vorausgesagt, wie sie ihre «Kollegin» Elke Sommer machte, die mit ihrer sechsstelligen Gage schon beinahe ein internationaler Star ist. Wenn sich diese Möglichkeit der Entdeckung erst einmal herumgesprochen hat, dürfte es in England bald kein «Perlen»-Problem mehr geben.

Eine Begegnung europäischer Frauen in London

Schon mehrmals hatten wir Gelegenheit, über die noch junge Europäische Frauen-Union im Frauenblatt zu berichten. Sie wurde vor sechs Jahren auf Anlass österreichischer Politikerinnen geschaffen und hielt soeben in London ihre vierte Generalversammlung ab. Die Grundsätze, die bei ihrer Schaffung massgebend waren, sind auch heute noch gültig: Verteidigung der geistigen Werte des Abendlandes, der Demokratie und der christlichen Weltanschauung. Inzwischen ist die junge Organisation sichtlich erstarkt; an der von der sympathischen Römer Abgeordneten Dr. Elsa Conci geleiteten Tagung wurde als neue Sektion Schweden aufgenommen. Somit sind jetzt zehn Länder vereinigt: Frankreich, Oesterreich, Westdeutschland, Italien, Grossbritannien, Benelux, Finnland und Schweden. Die Schweiz ist als einziges Land ohne politische Frauenrechte einstweilen beobachtend dabei, arbeitet aber durch ihre vor einiger Zeit geschaffene Arbeitsgemeinschaft mindestens so intensiv mit wie andere Staaten. Auch befindet sich auf Wunsch des Vorstandes neuerdings das Generalsekretariat in der Schweiz und wird durch M. M. Freuler-Bühler (Basel) trefflich verwaltet.

Erstmals konnte die Schweiz acht Delegierte beider Konfessionen an eine Generalversammlung senden, so dass es uns möglich war, an den Sitzungen sämtlicher Kommissionen anwesend zu sein. Im Schosse der neun Kommissionen wird tatsächlich die Hauptarbeit geleistet. Gemeinsam berieten die juristische und die Familienkommission über Fragen des Eherechts, des Güterrechts, der Rechte der Eltern über die Kinder u. a.; gemeinsam fanden sich die aussenpolitische und die Wirtschaftskommission zum Studium einer Annäherung zwischen EFTA- und EWG-Staaten zusammen und besprachen auch die Verantwortung gegenüber Entwicklungsländern. Die Flüchtlingskommission setzt sich für eine würdigere Behandlung der Flüchtlinge ein; die soziale Kommission unterstützt die Stellung der Frau und Mutter und empfiehlt vermehrte Teilzeitarbeit für Mütter. Die Kommission für Erziehung und Unterricht fordert u. a. eine objektive Darstellung der Geschichte für die Schuljugend. In der Presse-, Rundfunk-, Fernsehen- und Film-Kommission wird gefordert, dass der Europagedanke vermehrt Einlass finde und die Jugend vor schlechten Einflüssen durch Ausmerzung minderwertiger Literatur und schlechter Filme bewahrt werde. Probleme der Kommunalpolitik, in die unsere Delegation eine ihre staatsbürgerlichen Rechte ausübende Waadtländerin abordnen konnte, diskutierte vor allem Probleme des kommunalen Schulwesens.

Die auf Grund von Fragebogen und deren Beantwortung erarbeiteten Ergebnisse wurden in Resolutionen dem Plenum vorgelegt und genehmigt und sollen später den Regierungen wie auch dem Europarat unterbreitet werden, in dem die EFU Konsultativstatus hat.

Die Tagung stand unter dem Motto «Europa und die Entwicklungsländer»; die verschiedenen Vorträge in den öffentlichen Versammlungen waren alle diesem Leitmotiv unterstellt. So sprach der Unterhausabgeordnete Hugh Fraser über den wirtschaftlichen Aspekt des Problems, die Französin Lucrèce Guelfi über den menschlichen und sozialen Aspekt; Dr. Margarethe Ottilinger berichtete über die Tätigkeit des Afro-asiatischen Instituts in Wien, und am Schlussabend im Church House gab der Lordsiegelbewahrer Edward Heath einen allgemeinen Ueberblick über heutige Probleme in Europa, wobei er insbesondere die Verbundenheit von Europa mit Entwicklungsländern unterstrich.

Empfänge im Oberhaus und im Unterhaus boten willkommene Gelegenheit, mit englischen Politikern ins Gespräch zu kommen, und einigen von uns war vor der Londoner Tagung die Möglichkeit geboten, privat in englischen Familien gastfreundlich aufgenommen zu werden und ausserdem da und dort über schweizerische Verhältnisse zu sprechen, so etwa am Radio und im Fernsehen oder vor kleineren oder grösseren Gruppen von interessierten Engländern. Die Berichterstatterin selbst war sehr erfreut über die Gelegenheit, vor einem Kreise von etwa 40 jungen Konservativen beiderlei Geschlechts über die Besonderheiten der schweizerischen demokratischen Formen (Landsgemeinde!) sprechen zu können.

Hat neben den zahlreichen internationalen Organisationen von Frauen die EFU eine Berechtigung; gibt es nicht schon zu viele solcher Zusammenschlüsse? Wir glauben heute nach einer sechsjährigen Bewährungsfrist sagen zu können, dass diese europäische, auf christlicher Grundlage aufgebaute Verbindung ihre besondern Aufgaben hat, dass sie entwicklungs- und ausbaufähig ist und hoffentlich die von verschiedenen prominenten Persönlichkeiten in sie gesetzten Erwartungen durch ihre Tätigkeit nicht enttäuschen wird. Auch die Frauen sind aufgerufen, an der Einigung Europas mitzuarbeiten, und diesem Ziel widmet sich die Europäische Frauen-Union. E. V. A.

Gymnastikerinnen und Tänzerinnen in Bern

Der fast ausschliesslich aus Frauen zusammengesetzte Schweizerische Berufsverband für Tanz und Gymnastik hat erfreulicherweise nach einjähriger Unterbrechung seine Sommerkurse für Tanz und Gymnastik wieder aufgenommen und den heurigen Kurs mit Rücksicht auf die Hyspa vom 11. bis 22. Juli in Bern durchgeführt. Und so versammelten sich denn während zweier Wochen alltäglich einige Dutzend Gymnastiklehrerinnen und Tanzschülerinnen in der geräumigen Turnhalle des Berner Marzili-Quartiers zu intensiver, anstrengender Arbeit. Der Kurs konzentrierte sich diesmal auf vier Lehrgänge, von denen die meisten von allen Kursteilnehmern besucht wurden und die vom Morgen bis zum Abend aufeinanderfolgten. Den Tag eröffnete eine bewährte Schweizer Lehrkraft: Frau Nora Güldenstein (Basel), die weithin bekannte, auch an der Turn- und Sportschule in Magglingen wirkende Gymnastiklehrerin, die in ihren wohlaufgebauten Morgenstunden die mehr oder minder verschlafenen Glieder der Kursteilnehmer lockerte und darüber hinaus mit ihrem systematischen Lehrgang dem Ziel zustrebte, das sie selbst in einem Radio-Interview während des Kurses aufgezeigt hatte: den Körper und seine Glieder zu vollendeter harmonischer Bewegung heranzubilden. Weiter geht ja die Gymnastik nicht, im Gegensatz zum Tanz steht sie nicht unter der Herrschaft einer künstlerischen Idee.

Auf Frau Güldenstein folgte dann der Unterricht in der dem modernen amerikanischen Tanz zugrunde liegenden Körpertechnik, für den der Verband Joseph Gifford, den Lehrer an der Bostoner Kunsthochschule, gewinnen konnte, der überdies auch noch Leiter einer eigenen Kammertanzgruppe ist. Grifford, für dessen Körpertechnik und Tänzertum seine eigene Lehrzeit bei Doris Humphrey wohl entscheidend gewesen sein dürfte, entledigte sich seiner Lehraufgabe mit Verve und jugendlichem Schwung. Wenn er auf der Trommel seine elektrisierenden Jazz-Rhythmen schlug, dann gab es keine Müdigkeit, keinen Muskelkater, keine wehen Füsse mehr, alle folgten mitgerissen und begeistert der Serie seiner Uebungen, die vom Einfachen zum Komplizierten fortschreitend sorgsam den anatomischen Möglichkeiten des Menschen angepasst sind und daher weniger anstrengen als etwa die abruptere Bewegungstechnik einer Martha Graham. Auch die erste Doppelstunde der Nachmittage stand Gifford zur Verfügung, und hier folgte nun auf den Unterricht in der Körpertechnik die Unterweisung in der eigentlichen Tanzgestaltung. Gifford gab ein Thema, liess es von den Schülern frei bearbeiten und variieren und analysierte und korrigierte dann die vorgeführten kurzen Tänze. Er verstand es in ausgezeichneter Weise, die Schüler zu eigenem Arbeiten anzuregen, ihnen dazu Lust zu machen, allfällige Hemmungen und Unsicherheiten, die bei einem so bunt zusammengesetzten Kurs unvermeidlich da oder dort vorhanden waren, auszuschalten. Wir haben selten in einem vorwiegend von Schweizern besuchten (das internationale Element war freilich durch Kursteilnehmer aus Deutschland, Israel, Schweden, Aegypten, Frankreich und den USA vertreten) Tänzerkurs einen derartigen Grad von Spontaneität in der Arbeit erlebt. Die Kursleitung hatte also mit der Verpflichtung Giffords, dem übrigens in Frau Lilli Radrizzani ein rhythmisch sichere, hohe Einfühlungsgabe bewährende Begleiterin am Klavier zur Seite stand, einen ausgezeichneten Griff getan.

Die letzte Doppelstunde des Tages gehörte dann der klassischen Ballettechnik und Harijs Plucis, dem hervorragenden Lehrer der Zürcher Ballettakademie, der allerdings nun die Schweiz bald verlassen und in Wien als Lehrer am Staatsopernballett wirken wird. Plucis hat nicht zum erstenmal an einem Sommerkurs des Schweizerischen Berufsverbands für Tanz und Gymnastik seine ungewöhnlichen Qualitäten als Balletterzieher unter Beweis gestellt. Seine hohe Musikalität, sein Sinn für Schönheit der Posen und Bewegungen, sein Wissen um die Basierung der Aesthetik auf einer blitzsauberen Technik, sein Verständnis, die Schüler von der rein technischen Bewältigung zu ästhetischer Gestaltung zu führen, haben sich auch diesmal wieder bewährt. Die eigentlichen Unterrichtsstunden dieses Sommerkurses, der dem Schweizerischen Berufsverband für Tanz und Gymnastik zur Ehre gereicht, wurden sehr glücklich ergänzt durch die Vorführung amerikanischer Tanzfilme, einem Film über die Arbeit der Martha-Graham-Schule und der verfilmten «Western Symphonie» einem choreographischen Meisterwerk Georges Balanchins, der sich dabei von spezifischen Eigenheiten der Rhythmen und des Bewegungsstils Amerikas im Tanz inspirieren liess. An die Filmvorführung schloss sich dann noch eine recht anregende Diskussion über den modernen Tanz in Amerika, über den Gifford vielen Fragenden präzise und aufschlussreiche Antworten gab. Mancher Teilnehmerin ist dieser Sommerkurs nur zu schnell vorübergegangen und nur die Hoffnung, dass ihm im nächsten Jahr wieder ein neuer Kurs folgen wird, hat den Abschied leichter gemacht.

W. Gyssling

Wir gratulieren

Georgine Gerhard 75jährig

St. Gallen, im August 1961

Liebes Fräulein Gerhard,

Es ist eine grosse Ehre und Freude für mich, dass ich Ihnen im Schweiz. Frauenblatt und im Namen des Schweiz. Frauenblattes zu Ihrem 75. Geburtstag am 18. August gratulieren darf. Jahrelang, das heisst von den bewegten greissiger Jahren bis zur Auflösung des Schweizerischen Hilfswerkes für Emigrantenkinder haben wir uns in gemeinsamer Sache gemüht, und es war für mich junge und unerfahrene Präsidentin der St.-Galler Sektion eine grosse Hilfe und nie vergessene Bereicherung, dass ich von Ihnen, der Gründerin der Basler Hilfe für Emigrantenkinder, lernen durfte. Bei Ihnen sah ich, dass methodisch und sachlich geleistete Hilfe

nie die Anteilnahme des Herzens ertöten musste, und dass für Sie in jedem Falle der Mensch wichtiger war als der «Fall». Wie habe ich immer wieder Ihre praktische Zugriffigkeit bewundert, Ihr sofortiges Erfassen des Wesentlichen eines uns gestellten Problemes, aber noch mehr die warme Herzensgüte, mit der Sie alle «Ihre» Kinder umfassten, und die gar nicht weichliche Liebe, mit der Sie den oft schwierigen Kindern und den noch viel schwierigeren Eltern begegneten. Im Umgang mit den Kindern zeigte sich die begnadete Lehrerin, die Sie waren, ehe Sie sich vom aktiven Lehramt an der Töchterschule Basel in deren Sekretariat zurückziehen mussten.

Muss ich Ihnen alles aufzählen, was Sie für die Sache der Frauen getan haben, das Frauenblatt wäre wohl der richtige Ort für eine solche Aufzählung. Aber ich weiss, dass Ihnen an einer Beweihräucherung nichts liegt, und erwähne daher nur in aller Kürze Ihre intensive Mitarbeit im Basler und im Schweiz. Lehrerinnenverein, Ihren Einsatz in der Abstinenzbewegung, Ihren jahrelangen, jetzt noch nicht abgebrochenen Kampf um das Frauenstimmrecht, den Sie sowohl als Präsidentin der Basler Vereinigung für Frauenstimmrecht als auch als Mitglied des schweizerischen Zentralvorstandes führten. Was alles an Mühe und Arbeit hinter diesen Bestrebungen steckt, wissen Sie selbst am besten, wir ahnen es und möchten Ihnen dafür von Herzen danken. Das Frauenblatt, das Ihrer gewandten Feder so manchen Artikel verdankt, stellt sich freudig in die Reihe Ihrer Gratulanten am heutigen Tage, und der BSF wünscht der ehemaligen Präsidentin seiner Kommission für Familienzulagen für die kommenden Jahre noch viel Gutes und Schönes. Noch wollen Sie sich nicht zur Ruhe setzen, immer noch bewegen Sie die Sorgen und Nöte mühseliger und beladener Menschen, das Schweizer Kinderdorf in Israel gehört zu Ihren jüngsten Schützlingen und viele ehemalige Betreute suchen noch immer bei Ihnen Rat und Hilfe. Da können wir Ihnen nur noch viele Jahre fruchtbaren Wirkens wünschen. Ad multos annos, liebes Fräulein Gerhard!

In herzlicher Verbundenheit

Ihre Dora J. Rittmeyer-Iselin

Sonderseite «Schweizer Frauenblatt»

Freitag, 18. August 1961 Nr. 29/208

Frauenstimmrecht

Verantwortliche Redaktion dieser Seite: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung. Zuschriften an: Frau A. Villard-Traber, Socinstrasse 43, Basel

Kleine Nachlese zum 1. August

Dass die Frauen nicht aufgeben, nicht den Kampf und nicht die Hoffnung, das zeigt sich auch immer am 1. August. Neben denjenigen unter uns, die nicht an eine Feier gehen mögen, an der die Worte «Freiheit» und «Demokratie» gar so hohl klingen, wenn nicht auch das Frauenstimmrecht als Forderung wenigstens erwähnt wird, gibt es die andern, die grad deshalb an Augustfeiern teilnehmen, weil sie hoffen, der Redner werde die Frauen nicht vergessen, und die deshalb jedes Wort aufmerksamst verfolgen. Wieder andere von uns stürzen sich am 2. August auf alle Zeitungsberichte über Augustfeiern, ob nicht da und dort das Frauenstimmrecht von einem Festredner erwähnt worden sei. Findet sich nichts in der Zeitung, so hofft man immer noch ein wenig, der Berichterstatter habe eine solche für die Frauen interessante Stelle vielleicht nur weggelassen, weil er selbst nichts übrig habe für das Frauenstimmrecht.

Dies Jahr ist uns nur von zwei freudigen Fündlein rund um den 1. August berichtet worden:

Sind die Ragazer für das Frauenstimmrecht?

Erstens hat auf dem Dorfplatz von Ragaz Dr. Georg Thürer, Professor an der Handelshochschule von St. Gallen, zwar nicht von «Frauenstimmrecht», sondern sehr vorsichtig nur von der «Mitarbeit der Frau» gesprochen. Immerhin ganz unmissverständlich im Sinne von politischer Mitarbeit und erst noch so, als stehe diese vor der baldigen Verwirklichung. Eine besondere Freude bedeutete unserer Gewährsfrau, dass der ganze Dorfplatz an dieser Stelle der Rede Dr. Thürers vom begeisterten Klatschen der Zuhörer widerhallte — das einzige Mal, dass die Rede überhaupt unterbrochen wurde. Waren an diesem «fortschrittlichen» Klatschen die Ragazer oder die Kurgäste schuld?

«Die Schweiz mit den Augen unserer Nachbarn gesehen»

Zweitens konnte man im «Echo der Zeit» am 1. August von Beromünster her ebenfalls das Frauenstimmrecht erwähnt hören: Zum Thema «Die Schweiz mit den Augen unserer Nachbarn gesehen» wurden ein Franzose, ein Italiener, ein Deutscher und ein Oesterreicher interviewt. Der recht kritische Oesterreicher meinte abschliessend, er könne vor allem nicht verstehen, weshalb die Schweizer Männer den Frauen noch immer nicht das Stimmrecht geben wollten.

Zückerli und anderes

In Aarburg hielt eine Frau, Dr. Ida Somazzi, die Augustrede. Auch so ein kleines Zückerli für uns. Und in Pfyn, im Kanton Thurgau, waren es die Frauen und Töchter, die «mit Entrüstung feststellten», dass für den «Augustfunken» nicht gesorgt worden war. Die Schulbuben hätten das traditionsgemäss tun müssen. Darauf machten sich die Frauen und Töchter auf, um in letzter Minute in den grossen Waldungen der Gemeinde das Holz zusammenzulesen. Das ist kaum für das Frauenstimmrecht so gemacht worden. Aber wer weiss, vielleicht hat es doch ein paar Männer nachdenklich gestimmt. Jedenfalls derjenige, der die Zeitungsmeldung verfasste, muss da gewisse Zusammenhänge gesehen haben. Gab er seinem Berichtlein doch die Ueberschrift «Hast noch der Töchter ja ...»

Sind wir überempfindlich?

Schon vor dem 1. August hat unsere unermüdliche schweizerische Präsidentin, Frau Dr. Lotti Ruckstuhl, die Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung aus dem Busche zu klopfen gewusst. Sie regte an, im 1.-August-Artikel doch daraufhinzuweisen, warum viele Frauen den Festreden mit gemischten Gefühlen entgegensehen. Zwar ist auf Grund dieser Anregung kein Leitartikel entstanden, wohl aber hat der Inlandredaktor, Dr. Edmund Richner, schon im Mittagblatt vom 31. Juli den Brief von Frau Dr. Ruckstuhl veröffentlicht zusammen mit einer eigenen viermal so langen Antwort. Er hat sich darin vor allem kritisch mit jenen Frauen auseinandergesetzt, die den Augustfeiern fernbleiben, weil sie sich keine Vaterlandsreden anhören mögen, solange man sie vom Stimmrecht ausschliesst. Eine solche Einstellung sei eine Verkennung des Wesens unserer Bundesfeier, schrieb Dr. Richner, und «müsste einen Schatten auf die gute, auch von uns aus Ueberzeugung vertretene Sache des Frauenstimmrechts werfen». Worauf zu sagen ist, dass die Schatten, die das Fehlen des Frauenstimmrechts auf unsere schweizerische Demokratie wirft, beträchtlich länger und schwärzer sind.

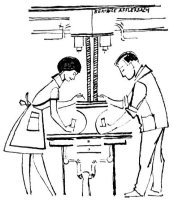
Dass Frau Dr. Ruckstuhl — und mit ihr übrigens Tausende von Frauen sich an den Begriffen «Volksherrschaft» und «Gesamtheit des Volkes» stösst, wenn damit nur die Hälfte des Volkes, nämlich die Männer, gemeint sind, das erscheint Dr. Richner als «eine vielleicht erklärliche, aber doch unangebrachte Ueberempfindlichkeit». Er erklärt Frau Dr. Ruckstuhl — was sie und wir wissen, und Dr. Richner setzt denn auch dieses Wissen voraus, nur wiederholt er es, damit wir daran unsere Ueberempfindlichkeit überwinden können — er erklärt also, dass diese «Volks»ausdrücke aus der politischen Entwicklung unseres Staatswesens zu erklären seien. — Also belehrt werden wir uns trotzdem weiterhin Mühe geben, an Stelle von «Volksherrschaft» «Männerherrschaft» und an Stelle von «Volksabstimmung» «Männerabstimmung» zu sagen, wenigstens solange als diese zweiten Ausdrücke den Tatbestand richtiger wiedergeben.

A. V.-T.

Die Schweizerin und die individuellen Freiheitsrechte

Jedes Schweizerherz schlägt höher beim Klang des Wortes «Freiheit». Die individuellen Freiheitsrechte garantieren die Freiheit vom Staat: Glaubens- und Gewissensfreiheit, Vereinsfreiheit, Petitionsfreiheit, die Freiheit, eine Ehe einzugehen, die Handels- und Gewerbefreiheit, die Niederlassungsfreiheit. Es mutet eigentlich sehr merkwürdig an, dass alle diese Gesetzesparagraphen in maskuliner Form abgefasst sind und nur teilweise für beide Geschlechter gelten. Zum Beispiel darf jeder Bürger an seinem Niederlassungsort an Wahlen und Abstimmungen teilnehmen; die Frauen aber sind da ausgeschlossen. Hingegen muss jeder Bürger Steuern bezahlen: Hier werden die Frauen nun miteinbezogen. Wie ist es eigentlich möglich, dass gleichlautende Paragraphen so verschieden ausgelegt werden? — Es gibt in verschiedenen Expertenkommissionen zu Gesetzesabänderungen bereits mitberatende Frauen; wenn es aber um die endgültige Abstimmung geht, so haben sie nichts mehr zu sagen. Es wird dann alles von den Männern bestimmt, und zwar auch in vielen Fragen, die sehr «weiblich» sind. Es würde unserem Lande bestimmt wohl anstehen, wenn auch die Frauen stimmen dürften: Erst so würde aus der Schweiz eine wirkliche Demokratie.

Aus einem Vortrag von Dr. L. Ruckstuhl. hz



Gleiche Arbeit — Gleicher Lohn

Waadtländer Sekundarlehrerinnen wehren sich

Für die waadtländischen Lehrer und Lehrerinnen der Mittelstufe (Sekundar- oder Mittellehrer) besteht das Prinzip «Gleiche Arbeit — gleicher Lohn» nicht. Seit 1939 schon machen die Sekundarlehrerinnen Anstrengungen, um ihre finanzielle Situation zu verbessern. Ihre Forderungen sind bis heute (also während 22 Jahren) dieselben geblieben: gleicher Grundlohn bei gleichen Ausweisen und gleicher Stellung im Beruf. Erhöhte Zulagen, die proportional auf die Grösse der Familienlasten abgestimmt sind. 1947 hatten die Sekundarlehrerinnen einen ersten kleinen Erfolg zu verzeichnen: der Abstand zwischen dem Lohn einer Lehrerin und eines ledigen Lehrers wurde etwas verringert. Seither erhält eine Sekundarlehrerin am Anfang ihrer Anstellung 80,5 Prozent des Anfangslohnes ihres männlichen Kollegen, erreicht sie das Maximum, so beträgt dieses 83 Prozent des Maximums einer männlichen Lehrkraft. Oder vielmehr betrug! Denn 1955 hat sich die Situation für die Lehrerin wieder etwas verschlechtert. Paradoxerweise im Rahmen einer allgemeinen Aufbesserung der Löhne in Anpassung an die Teuerung. Seither, also seit 1955, erhält nämlich eine Lehrerin, die so lange angestellt ist, dass sie das Maximum erreicht, nur noch 81 Prozent vom Lohn ihres männlichen Kollegen. (Aehnliches ist in Basel passiert, als im April 1959 die Entschädigungen für Stellvertreter erhöht wurden: sie wurden für Frauen nicht im selben Masse erhöht wie für Männer.) Darauf reichte die waadtländische Sekundarlehrervereinigung (der also Frauen und Männer angehören) im März 1957 dem Regierungsrat ein Gesuch ein, das folgende Punkte enthielt: 1. Die gleiche Entlöhnung für Lehrer und Lehrerin soll so bald als möglich verwirklicht werden. 2. Bis dieses Ziel erreicht ist, soll wenigstens der Abstand zwischen den Schlussgehältern nicht vergrössert werden.

Erst am 20. Januar 1961 — also drei Jahre und 10 Monate später — hat der Regierungsrat über das Gesuch Beschluss gefasst. Ergebnis: Die Gleichheit der Löhne soll nicht verwirklicht werden. Hingegen soll der Unterschied in den Schlussgehältern von Mann und Frau etwas verringert werden.

Die waadtländischen Sekundarlehrerinnen sind nicht zufrieden mit diesem Bescheid. Sie erklären deshalb, dass sie ihr Gesuch als nicht erledigt betrachten. Die waadtländische Sekundarlehrervereinigung hat sich an ihrer Generalversammlung vom 31. Mai 1961 einstimmig dieser Meinung der Lehrerinnen angeschlossen.

«Coopération» veröffentlicht in diesem Zusammenhang folgende interessante Angaben aus dem Bericht über die 15. Session der Kommission «de la condition de la femme» der Unesco:

Die Löhne der Lehrerinnen betragen im Vergleich zu den Löhnen einer ledigen männlichen Lehrkraft

in Rhodesien-Nyassaland 80 Prozent
in Australien (mit einer Ausnahme im Süden) 80 Prozent
im Malaiischen Bund 80 Prozent
in Luxemburg 90 Prozent
im Sudan 80 Prozent
in der Schweiz, je nach Kanton, 80 bis 90 Prozent. In folgenden Kantonen besteht aber gar keine Diskrimination der Lehrerinnen: Aargau, Genf, Glarus, Graubünden, Schaffhausen und Zürich.

vt.

Im Baselbieter Landrat wird gleicher Lohn für Mann und Frau gefordert

Der Sozialist W. Bitterlin fordert in einem Postulat gleiche Löhne für weibliche Staatsangestellte, wie sie die männlichen Angestellten erhalten. In der Aemterklassifikation finde sich nirgends eine Stelle, die von differenzierter Besoldung bei gleichen Voraussetzungen spreche, und doch werde dieser Standpunkt (dass Frauen weniger Lohn erhalten sollen als Männer) vom basellandschaftlichen Personalamt vertreten. Der Freisinnige F. Schiesser ist wie Bitterlin der Meinung, dass das Personalamt im Unrecht ist, und dass weibliche und männliche Angestellte bei gleichen Voraussetzungen auch gleich bezahlt werden sollen. Er reicht hierfür eine Motion ein, wobei er konkret das Beispiel der Gerichtsschreiberin am Bezirksgericht Liestal erwähnt, die nicht in die gleiche Besoldungsklasse wie ein Gerichtsschreiber eingereiht worden ist.

Gleichberechtigt – aber ungleich bewertet

(aus der Bundesrepublik Deutschland)

Obwohl der Artikel 3 des Grundgesetzes schon seit 11 Jahren vorsieht, dass niemand wegen seines Geschlechtes benachteiligt werden dürfe, ist erst im Januar 1955 der ungesetzliche Frauenabschlag in den Tarifverträgen abgeschafft worden. Das heisst, seither dürfen Frauen nicht einfach um 15 bis 30 Prozent geringer bezahlt werden als ihre männlichen Arbeitskollegen. Aber die Praxis hat mittlerweile bewiesen, was selbst das Rationalisierungskuratorium für die deutsche Wirtschaft in einer eingehenden Untersuchung feststellte: «Frauen erhalten vielfach einen wesentlich geringeren Lohn als Männer im gleichen Betrieb oder Industriezweig. Als Begründung dafür gelten: Kürzere Betriebszugehörigkeit und dadurch geringere Erfahrungen. Hilfsarbeiten und dementsprechend niedrige tarifliche Einstufung, wenig Steigerungsmöglichkeiten. Die meisten Arbeiterinnen sind tariflich in den Gruppen der Ungelernten und Angelernten eingestuft und nur ausnahmsweise in den Gruppen der Facharbeiter, denen das Gros der Männer angehört. Das ist zum grossen Teil auf die grösseren Fachkenntnisse der Männer, jedoch nicht ausschliesslich (!) zurückzuführen. Hier wird offenbar die Geschicklichkeit und Schnelligkeit der Frau niedriger bewertet als die Körperkraft. Hinzu kommt, dass sich die Frauen leichter mit ihrer Entlohnung abfinden und nicht so hartnäckig Lohnerhöhungen zustreben wie die Männer.» — Darüberhinaus existieren, zumindest auf dem Papier, sogar heute noch Tarifverträge, die für ein und dieselbe Beschäftigung für Frauen bis zu 45 Pfg. pro Stunde niedrigere Entlohnung vorsehen als für Männer.

Diese Feststellung, die für das Gros der Arbeitnehmerinnen gilt, wird durch die ebenfalls vom Rationalisierungskuratorium für die deutsche Wirtschaft untermauerten Feststellungen ergänzt, dass die Frauen in gehobenen Positionen bei zwar gleicher Bezahlung sehr viel geringere Aufstiegschancen haben. Die 45jährige Abteilungsleiterin, die seit 15 Jahren in ihrem Betrieb arbeitet und der man plötzlich einen um viele Jahre jüngeren, weniger berufserfahrenen, aber wesentlich besser bezahlten Mann in einer neu geschaffenen Vorgesetztenstelle vor die Nase setzt, ist kein Einzelbeispiel.

Ausserdem konnte beobachtet werden, dass Frauen überall dort am gerechtesten eingestuft werden, wo ihre Arbeit ausserhalb männlicher Konkurrenz liegt, wie das bei der Sekretärin und auch bei der Volksschullehrerin der Fall ist, die heute vorwiegend für jene Stellen benötigt werden, aus denen die männlichen Kollegen in die besser zahlende Wirtschaft abwandern, bzw. die sie gar nicht erst einnehmen.

All das zusammen aber ergibt plötzlich ein ganz anderes Bild von dem Begriff «Frauenarbeit» und Frauenverdienst, als man es zu sehen gewohnt ist. Die Industrie, die heute die Masse der arbeitenden Frauen beschäftigt, hat die Art der Tätigkeiten, die von ihnen ausgeübt wird, noch keineswegs überall befriedigend eingestuft. Es steht auch fest, dass in jenen Branchen, deren Lohn- und Gehaltsgefüge weniger im Gespräch ist als jenes der industriellen Wirtschaft, die Anerkennung und Bezahlung weiblicher Arbeit noch viel weniger ausgeglichen ist. Das wirkt sich vor allem für jene Frauen nachteilig aus, die zeitlebens auf ihren Beruf als Existenzgrundlage angewiesen sind, weil sie keinen Ehepartner mehr finden, und das sind bei uns bekanntlich 2 Millionen ...

Aus dem Aprilheft 1961 der «Deutschen Rundschau». Leicht gekürzt.

Als auch die Waadtländerinnen erst vom Frauenstimmrecht träumten.

(Cliché aus dem Flugblatt der Waadtländerinnen, Januar 1959)

Chronik

Passives Wahlrecht der Frauen im Baselbiet?

Im Baselbieter Landrat (Kantonsrat) wurde eine Motion eingereicht, die die generelle Wählbarkeit der Frauen in staatliche Aemter bezweckt und sich auch für besoldungsmässige Gleichsetzung der Frauen ausspricht. Regierungsrat Dr. P. Gürtler erklärte sich bereit, die Motion entgegenzunehmen. Er teilte auch mit, eine Vorlage auf Verankerung des passiven Wahlrechts der Frau sei in Vorbereitung. Man werde dann diskutieren müssen, ob dieses passive Wahlrecht auf die Beamtungen zu beschränken sei oder ob es auch auf die Behörden ausgedehnt werden solle. Eine Gleichstellung in der Entlöhnung werde ebenfalls angestrebt.

Tessiner Behörden wenden sich offiziell an die Frauenvereine

Zum erstenmal sind die Tessiner Behörden offiziell an die Frauenvereine gelangt und luden ihre Vertreterinnen zu einer Studientagung nach Neggio ein. Diese Versammlung beschloss: 1. den Staatsrat einzuladen, die Möglichkeit der Einführung von obligatorischen Haushaltungskursen für Mädchen unter 18 Jahren zu prüfen; 2. in den Schulplan der Berufsschulen für Mädchen, die sich für die sozialen Probleme interessieren, einen Einführungskurs und Stunden zur allgemeinen Information einzubauen. Die Studientagungen über die Berufsausbildung der Tessiner Frauen sollen im Winter weitergeführt werden.

Das Frauenstimmrecht – gemeinnützig

Wir Frauenstimmrechtlerinnen sind natürlich seit je der Meinung, dass das Frauenstimmrecht von grossem Gemeinnutzen ist und dass also die Arbeit für seine Verwirklichung eine gemeinnützige Arbeit ist. Wenn aber jemand von «aussen» das auch denkt, so freut es uns besonders. Der Nelly Kalender denkt so. Schon früher hat er ein Artikeli zum Frauenstimmrecht gebracht (und noch nie las ich eines dagegen darin). Jetzt aber hat er einigen «gemeinnützigen Frauenvereinen» Probenummern geschickt und dabei auch die Frauenstimmrechtsvereine nicht vergessen! Mit ganz besonderem Vergnügen lassen wir uns daher durch seine Rezepte zu gesunden und doch anmächeligen (was nicht immer dasselbe ist, aber beim Nelly Kalender ist es dasselbe) Gerichten und Mahlzeiten anregen und staunen beim Blättern über die Vielseitigkeit der kleinen Monatsschrift: Mode, Ernährung, Schönheitspflege, Anleitung zum Gemüsebau, ein Feuilleton — und noch viel mehr. Besonders freute uns der Leitartikel des Augustheftes, der sich gegen das Alkoholtrinken der Autofahrenden, Autofährenden, wendet. Dass trotzdem im Rezeptteil einige Rezepte mit Alkohol zu finden sind, ist ein kleiner Schönheitsfehler.

rd.

Frauen arbeiten nicht für Luxus

Immer wieder taucht die Behauptung auf, die Frauen arbeiteten nur, um sich selbst oder ihrer Familie den Luxus des modernen Lebens zu ermöglichen. Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes ist dieser Frage nachgegangen und hat 5000 Arbeiterinnen und Angestellte befragt.

Die Befragung ergab, dass 40 Prozent der arbeitenden Frauen alleinstehend sind und für ihren Unterhalt aufkommen müssen. Von den Verheirateten sind 60 Prozent gezwungen, eine Arbeit anzunehmen, weil der Verdienst des Mannes nicht ausreicht, auch nur die notwendigsten Ausgaben zu bestreiten.

Zehn Prozent der Verheirateten arbeiten, um ihren Kindern eine bessere Ausbildung, vor allem den Besuch höherer Schulen, zu ermöglichen. 17 Prozent erarbeiten sich mit dem Frauenverdienst eine bessere Wohnung oder notwendige Ausrüstungsgegenstände für den Haushalt. Nur ungefähr 15 Prozent der Befragten könnten auf den Verdienst verzichten — allerdings um den Preis einer erheblichen Senkung des Lebensstandards.

Nach Ansicht des Deutschen Gewerkschaftsbundes wird es noch auf Jahrzehnte hinaus notwendig sein, dass Frauen mitverdienen — ganz abgesehen vom dringenden Bedürfnis der Wirtschaft, den Mangel an Arbeitskräften zu beheben. Damit aber die arbeitenden Frauen insbesondere als Mütter keinen Schaden nehmen, wird gefordert, das Arbeitstempo herabzusetzen, Pausen einzuschalten — und vor allem, die Frauen besser auszubilden; gemäss dieser Umfrage haben nämlich nur 15 Prozent eine Berufsausbildung erhalten!

Aus «Wir Brückenbauer», 30. Juni 1961

Sommerzeit

«Es wallt das Korn weit in die Runde...»

Ueber alte Erntebräuche

Gottfried Keller bringt uns in seinem Gedicht «Sommernacht» die Schönheit eines hochsommerlichreifen Kornfeldes und die Lust der Schnitter an der Bewältigung der reichen Ernte in unvergleichlicher Weise nahe. Die Erntezeit ist die hohe Zeit des Bauern. Das wohlverdiente Einheimsen der gehegten und nunmehr herangereiften Saat war früher eine festliche Angelegenheit, verbunden mit einem mannigfaltigen Brauchtum.

Vorbereitung und Beginn

Vorbedeutende Anzeichen für einen guten Ernteverlauf waren z. B. der Mangel an Garbenbändeln bei der letztjährigen Ernte, ein sternenreicher Christnachthimmel u. a. m. Die Garbenbändel mussten nach alter Regel zur Fasnachtszeit oder am Karfreitag geflochten werden. Am Sonntag vor dem Erntebeginn wurde im Wirtshaus die «Aehretstärke» getrunken und das Gesinde erhielt ein sogenanntes «Stärkegeld». Im übrigen wurde reichlich gebacken und geschlachtet und genügend Tabak, Bier und Branntwein beschafft.

Als Erntebeginn waren besonders der Samstag oder aber feste Kalendertage wie etwa Margaretha (13. Juli), Heinrich (15. Juli) oder Jakob (25. Juli) beliebt. Die Männer schmückten ihre Sensen und Mützen mit Sträussen und Bändern, und die Binderinnen bekamen neue Schürzen, denn allgemein galt, die Ernte sei in festlicher, zumindest jedoch in sauberer Kleidung zu beginnen. Dass auch viel gesungen und gejauchzt wurde, versteht sich von selbst. Um Dämonen und Schadengeister fernzuhalten, liess man mit Peitschen knallen und mit Gewehren schiessen, und während der ganzen Erntezeit wurde mit einer bestimmten Glocke geläutet. Beim ersten Schnittgang ging oft ein Musikant mit aufs Feld, der mit rhythmischem Spiel den Schnittern den Takt angab und daneben Spottlieder begleitete, die den Korndämonen zugedacht waren.

Erste und letzte Garbe

Anfang und Ende der Ernte sind die markanten Eckpunkte im Erntebrauchtum. Mit der ersten und letzten Garbe wurde deshalb ein eigentlicher Kult getrieben. Die erste Garbe stand im Zeichen des Erstlingszauberopfers. Man pflegte sie sofort nach Hause zu tragen und dem Hahn — der häufigsten Verkörperung des Vegetationsdämons — vorzuwerfen. Um Mitternacht warf man sie «für die Engel» durch die hintere Scheunentür hinaus. Man gab sie aber auch etwa den Mäusen zum Fraß in der bestimmten Hoffnung, diese liessen dann das übrige Getreide in Ruhe. Nach altem Aberglauben war man gegen Kreuzschmerzen und Verwundungen geschützt, wenn man sich eine Zeitlang auf die erste Garbe gesetzt hatte. Mit dem ersten Garbenfuder fuhr man im Sinne eines Täuschungszaubers verkehrt in die Scheune. Vielfach wurde es auch in feierlicher Weise mit Musik eingeholt und dann den Armen überlassen.

Nach magischem Denken zieht sich der Vegetationsdämon in die letzte Garbe zurück, welcher daher magische Kraft zukommt, die auch auf denjenigen übergeht, der sie geschnitten hat. Sie wurde als Glücksspenderin am Scheunentor angenagelt oder im Hause aufgehängt. Oft wurde sie auf dem Felde auch geprügelt, was die nächstjährige Ernte vor Ungeziefer bewahren sollte. Anderseits war die letzte Garbe Symbol der ganzen Fülle der Fruchtbarkeit und des Segens. Man trug sie daher im Triumph separat heim, oder sie erhielt auf dem letzten Fuder einen besondern Platz. Ihre Körner wurden unter das neue Saatgut gemischt, damit ihre Kraft dem Acker wieder zugutekomme.

Wenn es dem letzten Sichel- oder Sensestreich zuging, gerieten die Schnitter in ein aufregendes Spiel: Sie stellten sich vor, «den Wolf zu fangen» oder «den Kater zu haschen». Wer dann die letzten Halme zu Fall brachte, hatte das Tier eingefangen und wurde gefeiert.

Das letzte Fuder war ein Höhepunkt und erfreute sich besonderer Aufmerksamkeit. Gewöhnlich trug es die letzte Garbe und war mit Laub und Blumen geschmückt. Die Kinder sassen obendrauf und schwenkten Blumensträusse. Früher musste es von der Bäuerin oder einer Tochter zu Hause in Empfang genommen und in die Scheune gefahren werden (Fruchtbarkeitszauber). Wollte man für eine reiche Ernte im nächsten Jahr vorsorgen, so spannte man dem letzten Fuder alle zum Hof gehörenden Pferde vor.

Korndämonen

Die Korndämonen bilden eine mythische Welt für sich. Sie kommen bei allen ackerbautreibenden Völkern vor und stützen eigentlich das ganze Erntebrauchtum. Die mythenbildende Phantasie des Volkes hat unzählige Menschen- und Tiergestalten in das vom Winde bewegte und deshalb als belebt gedachte Kornfeld hineinprojiziert. Da stolziert der Bilmesschneider durch die Saaten und schneidet mit seiner Sichel Streifen hinein (Deutung der etwa von Hasen ausgetretenen Spuren). Die Kornmutter, Kornalte oder Roggenmuhme sitzt im Getreidefeld, Wetterkatzen jagen hindurch und Hexen tanzen und flüstern darin. Der Roggenhund, Roggenwolf, die Roggensau, der Haberbock, die Kornmaus, feurige Katzen, der Teufel und viele andere Tier- und Phantasiegestalten spuken ganz gewaltig in der Feldfrucht herum.

Diese Dämonen haben auch einen sehr realen Aspekt, sie sollen nämlich als Kinderschreck dienen. Das Kornfeld mit den bunten Blumen auf seinem Grund wirkt recht anziehend auf neugierige Kinder, und die Gefahr ist nicht gering, dass sie sich darin verlaufen und umkommen. Da mag ihnen der schlimme Roggenwolf oder die grausige Kornhexe mehr Respekt einflössen als Ermahnungen der Mutter.

Erntedank

Der Abschluss der Ernte war früher Anlass zu ausgiebigen Festlichkeiten. Im Mittelpunkt stand zunächst der Erntekranz, der aus Aehren aller Getreidesorten und den zuletzt geschnittenen Halmen geflochten und mit Blumen und Flitterwerk geschmückt war. In einem feierlichen Umzug überbrachten ihn die Pächter dem Gutsherrn, wobei Erntesprüche aufgesagt und Spiele, Wettläufe, ja sogar eigentliche Bauernturniere abgehalten wurden. Dann vereinigten sich alle, die bei der Ernte mitgeholfen hatten, zum üppigen Erntemahl. (Gotthelf erwähnt eine «Sichlete», bei der gegessen wurde, bis man es mit dem Finger «erlängen» mochte.) Hernach schloss sich ein fröhlicher Erntetanz an, mit dem das Erntefest ausklang.

Die Gefühle der Dankbarkeit über einen guten Ernteverlauf fanden auch Ausdruck in kirchlichen Erntedankfesten. Früchte des Feldes wurden in der Kirche geweiht und dann an die Armen verteilt, aber auch als zauberwirksam mit nach Hause genommen. Vielfach sind die Erntedankfeste mit dem Kirchweihfest zu einem grossen, einheitlichen Fest mit jahrmarktähnlichem Getriebe zusammengelegt worden.

*

Die Erntebräuche sind wohl diejenigen, welche der Zeit am weitgehendsten zum Opfer gefallen sind. Nachdem die Sichel der rationelleren Sense hatte weichen müssen, ist nun im Zeitalter des maschinellen Wirtschaftens vollends weder Zeit noch Anlass zu gemütlichem Tun. Ausser einigen allgemeinen Lustbarkeiten («Sichlete», «Chilbi») nach Abschluss der Ernte ist heute wohl nur in ganz abgelegenen Gegenden noch etwas vom Kern des früheren Erntebrauchtums erhalten geblieben. *W. B.*

Die Hundstage sind da!

Gemäss Kalender tritt mit dem 23. Juli jene Hitzekumulation auf, die der Volksmund als Hundstage zu bezeichnen pflegt. Diese etwas merkwürdige und von alters her gebräuchliche Bezeichnung hat mit Hunden gar nichts zu tun, sondern es liegt ihr ein astronomischer Sachverhalt zugrunde.

In der Zeitspanne zwischen dem 23. Juli und 23. August trifft es sich, dass der Sirius, auch Hundsstern genannt, gleichzeitig mit der Sonne auf und untergeht. Diese sind somit die Tage des Hundsterns, was im Sprachgebrauch eben zu den «Hundstagen» geführt hat (ab 15. Jahrhundert; vorher: «huntliche Tage»).

Da der Sirius der hellste Fixstern ist, musste sein Erscheinen am Himmel von jeher auffallen. Schon die alten Aegypter, die erstaunliche astronomische Kenntnisse besassen, wussten um den Stern und berechneten nach ihm ein ziemlich genaues Jahr (Siriusjahr). Es kann dies als eigentlicher Beginn einer kalendarischen Rechnung angesehen werden. Für die Aegypter bestand die besondere Bedeutung darin, dass das Erscheinen des Sirius mit dem Steigen der Nilwasser und den befruchtenden Ueberschwemmungen zusammenfiel.

In der Dauer der Hundstage bestehen örtliche Abweichungen. An einigen Orten ist der Beginn auf den 22. oder 24. Juli angesetzt. Im Baselland rechnet man sie vom 17. Juli bis zum 28. August.

In diese vier Wochen, die sich über die beiden Hochsommermonate erstrecken, fällt in der Regel auch die grösste Hitze. Da 40 Grad und mehr dem Menschen nicht gerade bekömmlich sind und seine Gehirntätigkeit entweder bedenklich herabsetzen oder aber gefährlich erhöhen, pflegen diverse Regelwidrigkeiten in seinem Verhalten vorzukommen, die aber im Hinblick auf die Hundstage einer nachsichtigen Beurteilung gewiss sind. Immerhin brauchen die Hundstage nicht immer maximale Hitze zu bedeuten. Die Tage werden ja zusehends kürzer, und es geht mit grossen Schritten dem mildern Herbst zu.

Die Hundstage haben stets auch das Gemüt des Volkes rege beschäftigt, und es hat sich schon in der Antike viel Aberglauben herausgebildet, der auch auf den europäischen Norden übergegangen ist. Bei den Griechen klagt bereits Homer in seiner «Ilias»: «Hell zwar glänzt er (der Hundsstern) hervor, doch zum schädlichen Zeichen geordnet, denn er bringt ausdörrende Glut den elenden Menschen.» Der griechische Arzt Hippokrates sagte für die Hundstage schwere Gallenkrankheiten voraus. Den Römern galten die «dies caniculares» als gefährlich für Mensch, Tier und Feld.

Im deutschen Aberglauben gab es zahlreiche Regeln, die sich vor allem auf die Gesundheit und das Wetter bezogen. Ganz allgemein riet 1569 der Augsburger Sterndeutekalender:

Die Hundstag streichen her mit macht,
Drumb hab ich mein fleissiger acht.

Das Wasser galt für diese Zeit als giftig, weshalb sowohl vor dem Baden wie vor dem Trinken gewarnt wurde. (Wahrscheinlich dürften hier auch reale Ueberlegungen mitgespielt haben, indem beim Baden im überhitzten Zustand Todesfälle beobachtet wurden.) Im Baselland will der Volksmund wissen:

«Wär in de Hundstag badet,
chunnt gärn e-n-Usschlag über.»

Früher war in den Hundstagen besonders die Tollwut der Hunde gefürchtet; man glaubte sie durch Hundeopfer, die auch die alten Römer kannten, bannen zu können. So wurden 1742 in Rostock alle Hunde vom Scharfrichter umgebracht.

Da die Hundstage als Unglückstage galten, mussten alle grösseren Unternehmen unterlassen werden. Man sollte in dieser Zeit nicht heiraten und weder Holz fällen noch Kraut hacken. Man verzichtete auch auf das Aderlassen, weil man überzeugt war, das Blut könne nicht mehr gestillt werden. Ja, an manchen Orten unterblieb sogar der Gottesdienst.

Trübes Wetter während der Hundstage deutete man als Vorzeichen für eine kommende pestartige Krankheit. Viel Regen tut dem Wein nicht gut:

Was die Hundstag giessen,
Muss der Winzer büssen.

Vielmehr wird heisses Sommerwetter geschätzt, denn:

Hundstage hell und klar
Zeigen an ein gutes Jahr. *W. B.*

Sommer auf dem Land

Sommer auf dem Land — das bedeutet üppige Fülle, wunderbares Grünsein und in allen Farben prangendes Blühen, das ist eine Luft, die gesättigt ist mit süssen schweren Düften, eine Luft auch, die erfüllt ist vom Zirpen der Grillen, vom frühmorgendlichen Sirren der Mauersegler, vom Summen der Insekten und vom fröhlichen Zwitschern der Vögel, eine Luft auch, die erfüllt ist vom heimeligen Rauschen des Brunnens, des Baches und der Bäume. Im Sommer ist es fast, als stünde auf dem Land die Zeit ein wenig still, es ist, als ob die Natur sich sammle und warte auf die Zeit der Reife. Der Sommer auf dem Land hat aber noch eine andere Seite. Für die Menschen, die ihn nicht als Feriengäste und unbeschwerte Nichtstuer erleben können, bedeutet er Mühsal und viel Schweiss. Da heisst es den Rücken beugen über dem Kornfeld und dem Frühkartoffelacker. Die Bremsen gebärden sich wie wild, und oft droht ein Gewitter am Horizont. Schwarze Wolken künden Unheil, ohne Mass und ohne Grenzen drohen sie alles, was Menschenhand mühsam erarbeitet hat, mit elementarischer Urgewalt wieder zu vernichten. Und trotz all diesen Schattenseiten gehört der Sommer auf dem Land zum Schönsten, was es überhaupt gibt. Er bringt die Zeit der langen Tage. Der Hahn kräht schon um drei oder vier Uhr, die Kühe im Stall beginnen unruhig zu werden. Es ist Zeit zum Melken. Bauersleute und Knechte machen sich aus den Federn. Im Osten beginnt der Tag zu dämmern, und aus dem Kamin steigt das erste blaue Räuchlein. Nach dem Melken oder dem ersten Grasschnitt auf dem taufeuchten Feld versammeln sich alle in der Küche und lassen sich den Kaffee und die Rösti schmecken.

Der Tag auf dem Bauernhof hat begonnen. Draussen wartet das Kornfeld, die Aehren sind schwer und die Halme leuchtend gelb geworden. Das Korn will geschnitten sein. Dumpf fallen die langen Halme zu Boden, wenn die Maschine sie mit ihren scharfen Zähnen anschneidet. Zu Puppen zusammengestellt, warten die Garben auf den Moment des Heimtransports in die Scheune, wo bald auch schon die Arbeit des Dreschens beginnt. Hart ist diese Arbeit, und alle machen mit, der Bauer, die Bäuerin, die Kinder und das Gesinde. Oft will das Feld kein Ende nehmen, und nur kurz sind die wenigen Ruhepausen, die man sich bei einem kühlen Getränk und einem kleinen Imbiss im Schatten eines Baumes gönnen kann. Die Sonne sticht, und die Bremsen umschwirren unerbittlich Pferd und Mensch. Und doch sind's die Bauern zufrieden, wenn bloss die Sonne scheint.

Anders, ganz anders gestaltet sich so ein Sommertag auf dem Land für den Ferienbummler. Er geniesst die Schönheiten des Landlebens, ohne von den Mühen etwas zu spüren. Er schlendert an den ernteschweren Feldern vorbei, die auf die Mähmaschine oder die Sense warten. Mit Wohlgefallen betrachtet er die vollbehangenen Obstbäume und nimmt im Vorübergehen zur Kenntnis, wie das Gemüse in den Gärten vor den behäbigen Häusern wächst und gedeiht. Ziehen dunkle Wetterwolken am Horizont auf, so muss ihm nicht um die einzubringende Ernte bange sein, es sei denn, er denke schon an das auch für ihn damit verbundene leidige Steigen der Preise. Ein Gewitter verpatzt ihm höchstenfalls einen Ferientag oder einen Ausflug, ein Dauerregen steigert seinen Missmut über verlorenes Vergnügen. Regen und Gewitter bilden für seine

Der schweizerische Familienroman, der sich im Glarnerland, in Graubünden und Zürich abspielt und der manche Probleme der Schweizer Frauen aufzeigt

BETTY KNOBEL:*

«Zwischen den Welten»

229 Seiten in zweifarbigem, broschiertem Umschlag: Fr. 7.50

* Betty Knobel hat Ende 1959 von der Stadt Zürich eine Ehrengabe für ihr literarisches Schaffen zugesprochen erhalten.

Die Unterzeichnete bestellt

Exemplare des Romans Betty Knobel «Zwischen den Welten» à Fr. 7.50 beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstrasse 83, Winterthur.

Name und Vorname der Bestellerin:

.....

Genaue Adresse:

.....

.....

Existenz jedoch keine wirkliche Bedrohung oder gar Gefährdung. Beim Bauern ist das anders. Er ist auf Gedeih oder Verderb den Launen des Himmels ausgesetzt. Er weiss nie genau, wieviel er besitzt, denn was heute noch steht, kann morgen schon durch einen kurzen Hagelschlag oder einen lange dauernden Bindfadenregen verdorben werden. Für ihn gibt es auch kaum einen Feierabend im Sommer, er kennt kein gemütliches Sichhinsetzen an einem sonnigen Plätzchen, kein gemächliches Warten auf Nacht und Müdigkeit. Am Abend, kaum hat er sich zur Ruhe gelegt, versinkt er in einen tiefen bleiernen Schlaf, und ehe die Nacht zu Ende ist, erwacht er auch schon wieder zu neuem Tagwerk. Dem Bauern treu zur Seite steht die Bäuerin, ihr Tagwerk ist ebenso anstrengend und ebenso lang wie das des Bauern. Am Morgen ist sie die erste in der Küche, wo sie den Morgenkaffee zubereitet. Vielleicht hilft sie nachher schon auf dem Feld mit, um vor zwölf Uhr daheim wieder am Herd zu stehen, und am Nachmittag kehrt sie wieder aufs Feld zurück, um beim Werken zu helfen. Und während er am Abend noch die letzten Verrichtungen im Stall oder vor dem Haus erledigt, beugt sich die Unermüdliche noch schnell über eine Flick- oder Strickarbeit. Ihre Hände sind wie die seinen von der schweren Arbeit schwielig und ledrig. Vieles, sehr vieles muss sie selber tun, was sie vielleicht gerne einem guten Dienstmädchen überlassen möchte, doch die sind auf dem Lande heutzutage schwer aufzutreiben. Sie ist schon froh, wenn sie nur jemanden findet, der zu den Kleinsten sieht und die Kommissionen im Dorf besorgt. Die Bäuerin kennt keine Ferien und kein Ausruhen, mindestens in der hohen Zeit der grossen Arbeiten nicht. Vielleicht beneidet sie ganz im stillen hie und da die Stadtfrauen, die einfach zu einem gegebenen Zeitpunkt ihre Wohnung oder ihr Haus abschliessen und mit der ganzen Familie für einige Tage irgendwohin fahren. Aber ob sie mit ihnen tauschen würde, wenn sie eines Tages könnte, das möchten wir bezweifeln. Die Bäuerin würde sich nicht glücklich und auch nicht wohl fühlen in einem Haus in der Stadt, sie käme sich eingeengt vor und könnte hier wohl kaum atmen. Sie will sich selber sein. Der Sommer auf dem Land ist eine schwere Zeit, ja, aber es ist auch eine gesegnete Zeit.

(ar)

Letzte Augusttage

Aus: Herbstbeginn von Hermann Hesse

O diese letzten Augusttage! Sie machen nicht fröhlich, aber sie machen dankbar, milde und nachdenklich. Man legt sich ins Oehmdgras und nimmt teil an der Milde und Zärtlichkeit der goldenen Stunden. Man fühlt die Neige der Jahreszeit; die ganze reife Süssigkeit des Sommers quillt weich und müde über, man fühlt sich vom stillen Glanze umgeben, und man weiss zugleich, dass schon bald, viel zu bald, auf dem Wege rote Blätter liegen werden. Man schwelgt im Anblicke dieser Tage wie im Genusse einer heissen, erregenden Musik, von der man weiss, dass sie plötzlich abbrechen wird, und wie im Genuss eines Tanzes, der uns mit sehnlichem Drängen mitreisst, während wir bei jedem enteilenden Takte sein rasch nahendes Ende fürchten. Zärtlicher und inniger ist das bräunliche Spiel der Schatten und Lichter an den Waldrändern, süsser der Regenbogenduft über dem glatten Seespiegel, die Abende sind goldener und die Sonnenuntergänge purpurner als sonst. Vorüber, vorüber! Ein paar kühle Nächte, ein paar Regentage, ein paar dichte Morgennebel, und plötzlich hat das Land Herbstfarben bekommen. Die Luft ist spröder und durchsichtiger, das Blau des Himmels lichter geworden. Vogelschwärme rauschen über die kahlen Felder und rüsten zur Wanderung; morgens liegt das reife Obst im nassen Gras, und die Zweige sind von den feinen, blitzenden Gespinsten der kleinen Spätjahrspinnen bedeckt. Bald wird das Schwimmen im See und das Liegen im Gras ein Ende haben, und die Abende im Boot, die Mahlzeiten im Garten, die Waldmorgen und Seenächte! Und draussen rinnt der zähe Regen, kühl und unerbittlich, die ganze, unfreundliche Nacht. Jedes Jahr dasselbe Lied vom Herbst, vom Altwerdenmüssen, vom Sterbenmüssen! Missmutig schliesse ich das Fenster, stecke eine Zigarre an und gehe fröstelnd im Zimmer auf und ab. Wie jedes Jahr um diese Zeit steigen wieder verlockende Reisepläne vor mir auf. Warum nicht dem Herbst entrinnen und den Winter kürzen, da es doch wärmere Länder, Eisenbahnen und Schiffe gibt? Nachdenklich hole ich den Globus und dann eine Karte von Italien her, suche den Gardasee, die Riviera, Neapel, Korsika und Sizilien. Da liesse sich die Zeit bis Weihnachten verbringen! Sonnige Felsenstrandwege am blauen Meere, laue Stunden auf süditalienischen Küstendampfern und in Fischerbarken, ernste Palmwipfel in der tiefen Mittagsbläue ruhend! Es wäre nicht übel, immer einige Meilen vor dem Herbste her südwärts zu fahren und im Winter sonnverbrannt in die heimische Ofenbehaglichkeit heimzukehren. Die Landkarte wimmelt von schönklingenden Namen schöngelegener Städte und Dörfer, die ich noch nicht kenne und die mir Tage des Wohlseins und Schwelgens versprechen, und die ganze Reise ist, sobald ich sie auf dem Globus ausmesse, erstaunlich klein und bescheiden. Vielleicht könnte ich, der Wärme nachreisend, noch einen Aufenthalt in Afrika machen, vielleicht in Constantine oder in Biskra Kameltouren unternehmen, Negermusik anhören, türkischen Kaffee trinken und den Faltenwurf an den Gewändern der Beduinen und Araberfrauen betrachten?

Wie schön solche Pläne einen leeren Abend füllen! Eine Landkarte, ein paar alte Kursbücher und ein Bleistift, wie man sich damit die Zeit vertreiben, einen Aerger vergessen und sich der Phantasie mit lauter lichten, farbigen, frohen, reizenden Vorstellungen füllen kann!

Wie jedes Jahr um diese Zeit suche ich die Karte nach warmen, köstlichen Gegenden ab, studiere die Schiffslinien und die Fahrpreise. Und wie jedesmal bleibe ich hier und reise nicht. Was mich zurückhält, ist ein sonderbares Schamgefühl. Es will mir unrecht scheinen, den rauhen Tagen zu entfliehen, nachdem ich die schönen genossen habe. Vielleicht ist es auch nur ein gesetzmässiges Bedürfnis der Natur, dass sie nach Monaten der Wärme und Farben, nach dem Ueberflusse an Behagen, Schönheit und starken Eindrücken müde wird und nach Kühle, Rast und Beschränkung verlangt. Es ist nun einmal nicht das ganze Jahr Sommer, so soll man ihn auch nicht künstlich verlängern wollen.

Ein paar unentschiedene und unzufriedene Tage, dann haben diese Erwägungen Macht gewonnen, und der Herbst beginnt mir merkwürdig lieb zu werden. Wie konnte ich ans Fortreisen denken, da ich doch von so viel Dingen, die mir lieb sind und denen ich Dank schulde, Abschied nehmen muss! Die letzten Gartenfreuden, die letzten Wiesenblumen, die Schwalben unter meinem Dache, die letzten, satt und taumelnd übers Land wehenden Schmetterlinge. Man achtet schon wieder jeden einzelnen und fürchtet, es möchte der letzte seiner Gattung sein. Auch unsere altmodischen kleinen Dampfschiffe, meine einzige Verbindung mit der Welt, werden in Bälde rar werden. Vom Oktober an kommt nur noch eines im Tag, und im tieferen Winter bleibt auch das zuweilen aus. Sie alle, Schwalbe und Feldblumen, Schmetterling und Dampfschiff, sind mir lieb und haben mir viel Freuden gebracht diesen schönen, allzu flüchtigen Sommer hindurch; ich möchte sie alle noch ein wenig halten und noch einmal recht zu eigen haben, ehe sie dahingehen. Was für ein Narr bin ich gewesen, wie viel schöne Sommerstunden bin ich trotz allem im Hause und am Büchertisch gesessen, wie viele Abende und Morgenfrühen habe ich versäumt! Ade auch ihr, ungenossene Tage, die ihr nun schöner und köstlicher scheint als alle anderen! Ueber dem Abschiednehmen kommt denn auch das Neue zu Ehren, das der unwillkommene Herbst gebracht hat: silberne Nebelschleier, braune und lachend rote Farben, reifende Trauben, volle Obstkörbe, beginnende Abendunterhaltungen im Hause bei Lampenlicht, ferner wundersame, aufregend herrliche Sturmtage, an denen See und Lüfte tönen und die ganze stumme Schöpfung Stimme erhält. Jetzt kommt auch als täglicher andächtiger Genuss an jedem Vormittag der spielende Kampf der Sonne mit dem Nebel, das trüb ringende Hin und Her und der feierliche, königliche Sieg des Lichtes. Und wenn der Oktober und die Weinlese kommen, wollen wir uns einen Tag und einen Taler nicht reuen lassen und bei einem grossen Krug vom Neuen dankbar der vielen unverdienten Freuden und ungesucht gefundenen Genüsse denken, die das alternde Jahr uns gebracht hat.

Sehnsucht

Eichendorff

Es schienen so golden die Sterne
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Verbotener Sommer

«Im Sommer werden wir wieder zusammen im Grünen sitzen und langsam über Bergwiesen wandern können», sagte ich zu meinem Gefährten, dessen Herz durch heimtückische Störungen ungewarnt und oftmals den Dienst versagt.

Als ich so tröstlich und zuversichtlich von diesen kleinen Sommerfreuden sprach, standen wir im Zenith des Frühlings, da Obstbäume wie riesige Hochzeitssträusse in den Wiesen prangten und das freudige Gelb der Forsythien — sprühenden Kaskaden gleich — den bunten Gartenanlagen gleichsam die Krone aufsetzten.

Das spriessende, treibende Schöpfungswunder konnten wir beide nicht mehr im gemeinsamen Wandern geniessen, wie das so viele, beglückende Jahre zuvor Wirklichkeit gewesen war, denn die unerschütterlich scheinende Gesundheit meines Mannes war von einem Tag auf den andern auf eine hinterhältige Art ins Wanken gekommen. Ihm mussten nicht nur das Erklimmen der Berge und die Freuden tagelanger Fussmärsche verboten werden, auch «normale» Spaziergänge wurden aus dem Programm ausradiert. Ans Bett oder an den Liegestuhl gefesselt, gab und gibt es nichts anderes, als sich in Geduld zu üben und das «Wartenkönnen» zu erlernen.

«Aber du bist Gott sei Dank gesund und stark, du sollst heute etwas über Land schlendern», meinte mein geschwächter Gefährte. «Dir ist es nicht verboten.»

Wenn man viele Jahre alles getreulich miteinander geteilt und die wohltuenden Freuden der Natur zweisam genossen hat, so trägt man auch das Kranksein, die zermürbenden, schleichenden Tage der Ungewissheit zusammen. Allein im Freien zu schlendern, während der Gefährte leidend zu Hause lag — nie hätte ich dies übers Herz gebracht. Doch, wie gesagt, zu jener Zeit war es Frühling — wir beide hofften auf die hohe Zeit des Sommers, der Genesung bringen würde.

Und nun ist er da mit azurenem Himmel und blitzenden Sonnenstrahlen, die pfeilgerade in kräuselndes Gewässer stechen. Er bringt uns nebst heissen, wolkenlosen Tagen auch kühle Nächte mit Mondschein und Sternengeglitzer. Ach, wie war es noch letztes Jahr, das fern wie eine Ewigkeit zurückliegt, als wir Sommerfreuden tagsüber und abends geniessen konnten.

Da gab es Aufstiege auf die nahen Berge mit köstlich mundenden Picknicks unter Föhren, Arven oder Tannen und hernach längelanges Hinliegen auf das weiche Polster einer Waldwiese mit tanzenden Sonnenkringeln auf gebräunten Gesichtern. Dies Jahr ist es verboten, für ihn, den Leidenden.

Es gab die seligen Tage am Strand, das hechtartige Hineintauchen in kühlende Fluten, das entspannende Rückenschwimmen auf glucksenden Wellen oder die weitaushol enden Bewegungen schnellerer Stilarten, an denen man im sieghaften Hochgefühl seiner Gesundheit mit bronzenen Gliedern die Kräfte messen konnte — für meinen Gefährdeten verboten.

Wie schön war das Flanieren Arm in Arm an kühlen Abenden — hinaus aus dem immer noch brütenden Backofen zusammengeklebter Häuserblöcke — hinweg von grauen Strassen mit Hupengekreisch und Motorengeräusch — hinauf auf eine grüne Hügelwelle, wo es sich unter der rauschenden Krone einer mächtigen Eiche so friedlich von des Tages Mühsal ausruhen liess. Nein, dazu reichen seine Kräfte nicht mehr, oder — noch nicht — —

Diese unschuldigen Sommerfreuden wünscht mir mein behinderter Gefährte trotzdem, «. . . du brauchst etwas Luft, Liebes, du hast Sonne und Wasser nötig, tu es mir zu Liebe und gönne dir ein paar Stunden, auch wenn ich nicht dabei sein kann . . .»

Wie sollt ich's tun können? Es ist doch mein Herz, das mir die strahlenden Sommerfreuden verbietet.

Li

Unser täglich Brot

Von Jean Follonier

(sfd) An den Wasserläufen lagen früher die Mühlen, denen im Leben unserer Gemeinden eine so hohe Bedeutung zukam. Das war wie ein gewaltiges Herz, das unermüdlich schlug, damit das Brot nicht ausgehe auf den bäuerlichen Tischen. Ein wunderbarer Geruch von Brot und Mehl strömte uns entgegen und durchdrang und erlabte einen bis auf den Grund der Seele. O dieser sanfte und ein wenig herbe Ruch, dem man nirgends sonst begegnet, jener Duft, von dem Boden, Balken und Steine getränkt und geschwängert waren, und der alle Leiden und Hoffnungen der Menschen in sich einschliesst. Die Mühle war ein Bau ohne Alter, die an einer Windung des Baches gleich einem gewaltigen Pilz aufgewachsen war; da war ein grosser Raum mit den grossen Backtrögen, dem Bett und einigen frommen Bildern. In der Wandung war eine kleine Oeffnung eingelassen, durch die man den Teig zum Backen gab; von aussen gewahrte man nur die Vorderseite des Ofens, alles andere blieb — dank der Neigung des Bodens — in der Erde verborgen. Sobald die Brote — golden, küstig und appetitlich — gepacken waren, kamen die Eigentümer, sie zu holen, und sie konnten sich dabei trotz der grossen Zahl der Brote nicht irren, weil jedes von ihnen seine besondere Erkennungsmarke trug, eine Art Brotsiegel, mit eingegrabenen Initialien, von naiven Umrandungen geschmückt.

Der Müller sah uns kommen und betrachtete uns, halb ernst, halb lächelnd; er war es gewohnt, dass die Kinder ein wenig Furcht vor seiner Gegenwart empfanden wegen seines gesträussten und von Mehl behangenen Schnurrbarts und seines ein wenig rauhen Gesichtes, aus dem zwei sehr helle Augen strahlten, — die Augen eines glücklichen Mannes. Er lässt uns zum andernmal die Geheimnisse dieses Erdenwinkels entdecken, wir durften in den grossen Raum und in den Mühlensaal eintreten und dann gar die warmen und duftenden Brote berühren.

Wie viele Brote es gab, hier in ihrem Eigenreich! . . . Der Müller knetet, er entfacht das Feuer, er taucht den Ofenwischer in den dunkeln Schlund und hatte keinen Augenblick zu verlieren, denn von allen Seiten kommt man auf ihn zu, weil auf den Tischen die runden Brotlaibe nicht fehlen dürfen. Und er beeilt sich, Teig zwischen den Fingern, Teig hinter den Nägeln und Teig in allen Falten seines Gewandes.

Am Sonntag sagte er: «Die Brote sind gebacken.» Und man antwortete ihm: «Trink eines mit uns, Müller.»

Welch herrlicher Beruf, wie viele ergreifende Erinnerungen an ihm haften. Wie viele Frauen hatte er im Lauf der langen Jahre gesehen, die zu seiner Mühle hinabgestiegen waren. Und er sah sie kommen, gesenkten Hauptes, unter der Bürde einer unsichtbaren Last; langsam kamen sie näher, als ob sie Furcht empfänden. Er aber kannte die Triebfedern dieses Besuches.

Die Frau wagte nicht aufzublicken, während sie zu sprechen begann. Sie sagte mit gebrochener Stimme: «Es ist für die Kleinen. Wir haben kein Brot mehr. Wir geben es später zurück.»

«Ich verstehe.»
«Du bist gut, Müller. Danke.»
Brot zu leihen, welch herrliche Gebärde!

Alle Tage Dessert —
und Dessert-Tag ist
DAWA-Tag!
Dr. A. Wander AG Bern

Besuch bei Helen Dahm

Steigt man im malerischen Oetwil am See im Zürcher Oberland aus und fragt nach einem suchenden Rundblick ein kleines Mädchen nach dem Weg zu Helen Dahm, so nickt es sofort eifrig. Natürlich ... Helen Dahm, das ist dort, wo es immer etwas zu sehen gibt; dort, wo an Weihnachten hinter zart übermalten Fenstern die ganze Weihnachtsseligkeit hervorleuchtet; dort, wo an der Fastnacht lebensgrosse Puppen und niegesehene Masken die Räume mit phantastischem Leben füllen und wo Fussböden und Küchenwände mit selten eindringlichen Figuren und Gesichtern übermalt sind ...

Dann tritt man, von solch kundiger Hand geführt, in den schuppenartigen Anbau, steigt die schmale Treppe empor und steht vor Helen Dahm selbst. Wie eine Zauberin in ihrem Reich empfängt sie uns, bereit, auch ihre Besucher eine Weile teilhaben zu lassen an ihrer Welt, wo sie alles selbst geschaffen hat und wo jedes Ding durch ihre Hand eine besondere Bedeutung gewonnen hat. In der Ecke füllen riesige, bunte, aus Papier und Draht selbstverfertigte Papierblumen eine bauchige Vase, umgestülpte und angemalte Harasse, von bunten Tüchern und Kissen provisorisch verhüllt, sind die Sitzgelegenheiten; die von einem Photographen achtlos zurückgelassenen Blitzlichtlämpchen werden, aneinandergereiht, zur magisch blauen Halskette für die überlebensgrosse Lehm-Madonna in der Ecke ... Spiel und Ernst fliessen ineinander: wenn gestern der Arzt die Vierundachtzigjährige noch gescholten hat, weil er sie vor dem Haus antraf, wo sie, selbstvergnügt wie ein Kind, Seifenblasen in die Luft schickte, so entsteht heute auf ihrer Staffelei ein tiefernstes Bild mit schillernden Seifenblasen und fragenden Augen. Helen Dahm — sie selbst sagt lächelnd von ihrem reifen, weissen Gesicht, dass es eine Mischung von Grock und Le Corbusier sei — zeigt uns ihre Werke, aber sie liebt es nicht, gefragt zu werden. Seit sie das breite Publikum vor zehn Jahren, spät genug, entdeckte, hat sie auch die unangenehmeren Kehrseiten ihres jungen Ruhmes kennengelernt: viele gebetene und ungebetene Gäste fanden auf einmal den Weg nach Oetwil, und unzählige Male musste sie ihre Bilder erklären und Fragen beantworten, die nur aus reiner Neugierde gestellt wurden.

Sie hat den Ruhm nie gesucht; bis zu ihrem siebzigsten Lebensjahr verdiente sie knapp ihren Lebensunterhalt. Erst im achten Jahrzehnt sprachen die ersten Aufsätze in Tageszeitungen von ihrem Werk mit Achtung und Bewunderung. Dann folgten sich Ausstellungseinladungen am laufenden Band. Ende 1952 schliesslich kam die Nachricht, dass die Stadt und das Kunsthaus Zürich eine Ausstellung ihres Lebenswerkes veranstalten würden. Diese Ausstellung sollte zu einem Wendepunkt in Helen Dahms Leben werden, zu einem rein äusserlichen Wendepunkt allerdings; denn ihre Kunst, die aus ihr heraus wächst und ihren eigenen Lauf nimmt, ist unabhängig von der Gunst der Käufer. Das Echo über die Bilder, die früher nur ein mitleidiges Achselzucken geerntet hatten, wurden von der Staffelei weg verkauft. Im Januar 1953 verliehen ihr die Oetwiler das Ehrenbürgerrecht, und im Dezember 1954 durfte Helen Dahm die höchste Auszeichnung der lichen Freigebigkeit. Nach einem Jahr schon sehen sie die Oetwiler unerwartet wieder: schwer krank an Leib und Seele, völlig mittellos und enttäuscht ist sie zurückgekommen. Schon immer ist sie ein religiös tief empfindender Mensch gewesen, jetzt wird sie zu einer sich bekennenden Christin. Bilder voll gläubiger Ausdruckskraft entstehen: wuchtige Engel, in einem mystischen, weltfernen und weltweiten Blau, Maria mit dem Kind, Christus auf dem Palmesel — jede einzelne Figur ist durchdrungen von einer erstaunlichen Kraft des Glaubens. Auch ihre farbenstarken Blumenbilder, die Selbstbildnisse und Landschaften — sie alle atmen etwas von jenem religiösen Geist, der auch im oberflächlichen Betrachter eine Ahnung von der ungewöhnlichen Ausdruckskraft und dem Lebensernst aufkommen lässt, die die 84jährige Malerin zu immer neuen Aussagen drängen. Es ist, als böte sie in ihren Bildern all ihre Kraft auf, um unserer Generation die Tiefen aufzuzeigen, aus der allein das wahre Leben kommt. 1956 übernimmt sie den Auftrag für ein Wandbild in Adliswil; der tannene Fussboden in ihrer Stube dient ihr als monumentales Entwurfsbrett; auf dem Estrich, im Korridor, in der Küche — überall entstehen Skizzen, eine körperlich schwere Zeit für die betagte Künstlerin. Das eindrückliche Wandbild an der kleinen Leichenhalle neben der Kirche ist vorläufig eines ihrer letzten gegenständlichen Werke. Dann, vielen zum Leide, vielen zur grossen Freude, wird Helen Dahm Tachistin. Sie wendet sich der gegenstandslosen Malerei zu, dem dynamischen Strömen der Farbe mit dem Ziel, eine grösstmögliche dekorative Wirkung zu erzielen. Was anfänglich nur ein zaghaftes Probieren war, wurde zu einem neuen, strahlenden Beginn. Ein neuer Beginn mit achtzig Jahren, der alles in Frage stellt, was sie vorher geschaffen hat — dazu braucht es Mut. Manch alter Freund, der ihr in den Zeiten der Not beigestanden ist, wendet sich jetzt von ihr ab. Aber Helen Dahm setzt ihren Weg fort, bei ihr gibt es kein Stehenbleiben, keine Altersmalerei. Gegner ihrer neuen, tachistischen Malweise werfen ihr vor, sie schliesse sich einer Modeströmung an, um auf deren Wellen möglichst leicht und mühelos zu neuem Ruhm zu

gelangen. Wie schlecht kennen sie Helen Dahm! Kein fremder Strom ist es, von dem sie sich forttragen lässt, sondern ein eigener, der aus ihrem Innern quillt. Sie selbst ist immer wieder am meisten verwundert über dieses unaufhaltsame Strömen, das sie in Richtungen führt, die auch für sie Neuland sind. Nie verfällt sie der Routine, nie arbeitet sie aus einer blossen, errungenen Geschicklichkeit heraus, sondern immer findet ihre ungebrochene Schaffenskraft einen sprechenden Ausdruck. *M. S.*

Ueber Kunst und Künstler

...so scheint der Künstler, so absichtsvoll er ist... doch unter einer Macht zu stehen, die ihn von allen andern Menschen absondert und ihn Dinge auszusprechen und darzustellen zwingt, die er selbst nicht vollständig durchsieht, und deren Sinn unendlich ist... So ist die Kunst die einzige und ewige Offenbarung, die es gibt... *E. T. A. Hoffmann*

Die musizierende Schweiz

Der Prophet im eigenen Lande...

(sfd.) Seit ein paar Jahren besitzt der Schweizerische Tonkünstlerverein, der Fachverband der massgebliche Komponisten und Interpreten, eine Solistenkommission. Völlig zu Recht wird, was im STV geschieht, in erster Linie für die Schaffenden getan. Wenn ohne weiteres zugestanden werden darf, die heutige Generation habe es leichter als die vorausgegangene, so hat sie es immer noch schwer genug. Wie spärlich sind die Möglichkeiten, als noch unbekannter Komponist eine Aufführung zu erwirken; aber auch den schon einigermassen bekannten fliegen die Angebote nicht in den Schoss, obwohl die Zahl der Aufträge beträchtlich grösser ist als früher. Da ist es denn von eminenter Bedeutung für die schöpferisch Tätigen, ausgewiesene Nachschaffende um sich zu wissen. Sie selber sind es in der Schweiz selten. Persönlichkeiten wie der Deutsche Paul Hindemith — er hat seit langem in unserem Lande Wohnsitz — sind die Ausnahme, und selbst Hindemith war als Komponist längst anerkannt, bevor er sich als Dirigent einen ebenbürtigen Namen gemacht hat.

Weswegen es für die Komponisten so wichtig ist, dass es in ihrer Umgebung Interpreten von Rang gibt, liegt auf der Hand. Der Dirigent, der ein Orchesterstück eines Landsmannes uraufgeführt oder zu sonstiger Gelegenheit einstudiert hat, hat alles Interesse daran, es so oft als immer möglich zu vermitteln; er ist froh, wenn sich die einmal unternommene Anstrengung bezahlt macht. Und nicht anders verhält es sich bei den Sängern und Instrumentalisten. Sie schlagen für ein Programm, zu dem sie mitreden können, ein ihnen vertrautes Werk viel eher vor als ein ihnen unbekanntes; namentlich wenn es sich um ein zeitgenössisches Werk handelt, das ohnehin stets seine ganz besonderen Ansprüche stellt.

Es ist ja ohnehin etwas recht seltsames um die Tonkunst. Im Gegensatz zu allen anderen Künsten besteht sie nicht an sich. Selbst die dramatische Kunst, die ihr in dieser Beziehung am nächsten steht, ist anders geartet. Man kann ein Drama, ein Lustspiel lesen und allein daran seinen Genuss finden; man kann, so man genügend Phantasie besitzt, sogar einen Schritt weiter gelangen, indem man sich die Geschehnisse auf der Bühne optisch und akustisch vorstellt. Ja, es gibt sogar eigentliche Lesestücke, deren Verfasser gar nicht ans Theater denkt. Derartiges kennt die Musik nicht; Musik ist erst Musik, wenn sie zu klingendem Leben erwacht.

Natürlich können viele Noten lesen. Selbst einfache Leute, beispielsweise Mitglieder von Gesangvereinen, sind in der Lage, eine schlichte Melodie vom Blatt zu singen oder zu pfeifen. Vom Berufsschüler eines Konservatoriums für Musik erwartet man, dass sich ihm eine Klaviersonate oder ein Streichquartett beim Studieren in Töne umsetzt, und selbstverständlich hört ein erfahrener Dirigent die Partitur einer klassischen oder romantischen Sinfonie in seinem Innern bis in die feinsten Verästelungen.

Doch unser Leben ist ganz allgemein komplizierter geworden; auch das Musikleben. Der heutige Komponist verlangt nicht nur vom Hörer, sondern ebenso vom Interpreten in der Regel weit mehr als seine Vorfahren. Die Linie einer der Reihentechnik sich bedienenden Komposition sind oft derart verschlungen, dass sie selbst der routinierteste Kapellmeister auf Anhieb nicht zu entwirren vermag; von der neuesten Errungenschaft, der mit der Technik eng verhafteten Elektronischen Musik ganz zu schweigen.

Um so wichtiger, dass der Interpret, wo immer er eingesetzt wird, ganz auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Womit wir nach einem vielleicht nicht unnützen Exkurs wieder am Ausgangspunkt angelangt wären, bei der Solistenkommission des Schweizerischen Tonkünstlervereins. Ihre Gründung ist die logische Folge der Wechselwirkung zwischen dem Schöpferischen und dem Nachschöpferischen in der Musik. Es ging völlig in Ordnung, dass der STV in etwa den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens — er ist 1900 ins Leben gerufen worden — das Schwergewicht seines Tuns auf das Sicheinsetzen für die Komponisten verlegte. Mit Genugtuung kann heute festgestellt werden, dass das Ziel einigermassen erreicht worden ist. Die Schweizer Musik der Gegenwart spielt lebendig mit in dem, was man etwa «internationales Konzert» heissen kann.

Und nun sind, ohne dass darüber die Komponisten vernachlässigt würden, die Interpreten an der Reihe. Besagte Solistenkommission des STV will zunächst zweierlei nicht: Sie will unter keinen Umständen die Untalentierten fördern; sie rührt keinen Finger für Fräulein X oder Herrn Y, die «auch einmal an die Reihe kommen möchten», weil sie seinerzeit ein Solistendiplom erworben haben. Sie sieht ihre Aufgabe aber auch nicht darin, den wenigen wirklich Arrivierten den Weg noch mehr zu ebnen. Um so intensiver will sie sich einsetzen für die wirklich Begabten aller Fächer, die sich ausserhalb ihres engeren Wirkungskreises noch keinen Namen gemacht haben. Ihr Aufstieg ist so schwer wie der ihrer komponierenden Kollegen. Das Sekretariat des STV hat da genaue Erhebungen gemacht und die Generalprogramme weitherum durchleuchtet. Selbst die Namen der allerbesten Dirigenten und Solisten finden sich darin selten; die Ausländer dominieren auf beinahe erschreckende Weise. Wenn sich bei näherem Zusehen ergibt, dass sich die kleineren Orte besser «benehmen» als die grossen Städte, so könnte das leicht zu einem Trugschluss führen. Es ist nicht so sehr die Sympathie zum Miteidgenossen, die dazu führt, es sind eher die bescheideneren Ansprüche der Einheimischen. Gleiche Leistung und gleicher Preis — wetten, dass auch im grossen Dorf der Mann oder die Frau mit dem fremdländischen Namen den Vorzug erhielte? Der Prophet... Ganz besonders schlimm ist es bei den grossen Festivals bestellt, deren Bedeutung für das ganze Land sonst in keiner Weise herabgemindert werden soll. Der Anteil der Schweizer Interpreten steht nahe beim Nullpunkt. Gewiss, der Genfer Dirigent Ernest Ansermet wird als Koryphäe ersten Ranges da und dorthin berufen, und sein Basler Kollege Paul Sacher hat in Luzern mit seinem Zürcher Collegium Musicum sozusagen einen festen Platz. Das Zürcner Stadttheater steht keinen Augenblick an, die weltberühmte Sopranistin Lisa Della Casa zu einem Gastspiel während der Juni-Festwochen zu bitten. Aber nur schon die beiden Pianisten Paul Baumgartner und Adrian Aeschbacher — wann haben sie zuletzt in Montreux oder Luzern gespielt?

Ein kleines Beispiel für manche. War da bei einem grossen Festival «irgendwo in der Schweiz» innerhalb eines Orchesterkonzertes eine Pianistenaufgabe zu vergeben. Keine grosse, lediglich eine mittlere, immerhin nicht undankbare. Was für eine Gelegenheit, einem aufstrebenden Schweizer die Möglichkeit zu geben, sich in so illustrer Umgebung zu zeigen! Es sollte nicht, es musste ein — Deutscher sein.

Ich bin jederzeit bereit, diesen (Un-)Fall zu belegen, und ich beneide die Solistenkommission des STV in keiner Weise. Ihre Aufgabe ist dornenvoll. Sie wird lange Jahre brauchen, bis sie den Aberglauben überwunden hat, der ausländische Interpret sei von vorneherein besser als der einheimische. Denn in diesem Bereich gilt in der Tat der Prophet im eigenen Lande wenig oder nichts. *Amadeus*

Stadt Zürich entgegennehmen: den Kunstpreis. Damit war sie zur bedeutendsten Malerin der Schweiz geworden. Da die Ruhmessonne so spät über Helen Dahm aufgegangen ist, gab es Leute, die behaupteten, sie habe wie Grand'ma Moses erst mit siebzig Jahren angefangen zu malen — sie, die sich seit ihrer frühesten Jugend mit der Malerei auseinandergesetzt und nach einer gültigen Aussage gerungen hat. Fast ist es, als ob sich das Publikum mit dieser Erklärung für das lang Versäumte entschuldigen wollte.

Helen Dahm ist 1878 in Engelshofen am Bodensee geboren und zog 1897 mit ihrer inzwischen verwitweten Mutter nach Zürich. Malen konnte sie nur am Rande eines harten Alltags, da sie ihrer Mutter bei der Führung einer kleinen Studentenpension an der Schönleinstrasse half. Doch die Berufung zur Malerei war stärker: mit einem bescheidenen Stipendium ausgerüstet zog sie nach München und machte dort Bekanntschaft mit der jungen Künstlergruppe «Der blaue Reiter» und mit seinen bedeutendsten Vertretern: Franz Marc, Kandinsky und Jawlensky. Zum erstenmal begegnete ihr der radikale, elementare Expressionismus, der noch lange in ihren Werken nachklingen sollte; denn wie die Expressionisten malt Helen Dahm die Dinge nicht so, wie sie sind, sondern so, wie sie sie empfindet. 1918 findet sie in Oetwil ein kleines Bauernhaus und lässt sich hier endgültig nieder. Leicht ist das Leben der nächsten vier Jahrzehnte nicht: ein Leben voll Entbehrungen, Demütigungen, Zurücksetzungen und Kränkungen. Angesichts der drückenden Verhältnisse bekundet sie eine erstaunliche Unabhängigkeit; denn ihr Leben wurzelt im Geist, ist erfüllt von jenen geistigen Gütern, die ihr mehr als alles andere gelten. Ihre stete Suche nach der Wahrheit führt sie nach Indien, wo sie sie zu finden glaubte. Vor ihrer Abreise bricht sie alle Brücken hinter sich ab, sie will nicht mehr zurückkommen: das Häuschen wird verkauft, ihr ganzes Hab und Gut verschenkt sie mit der ihr eigenen, unnachahmtraf alle Erwartungen: Bewunderer aus der ganzen Schweiz und aus dem Ausland fanden sich ein, und

---

Die Frau in der Kunst

Bei den Festspielen in Aix-en-Provence sang bei der Aufführung der Monteverdi-Oper «Die Krönung der Poppäa» Jane Rhodes die berühmte Partie der neuen Gattin Neros, die Chöre standen unter der Leitung von Elisabeth Brasseur und die Bühnenbilder stammten von Suzanne Lalique.

*

Bei den Luzerner Internationalen Musik-Festwochen spielen im Festspielorchester Margrit Essek, Anne-Marie Grunder, Luise Schlatter, Rosmarie Schulthess, Ilse Will-Fenigstein (Geige), Denise Gremion, Eleonora Marini, Tatjana Schibler (Bratsche), Maria-Chiara Cotti, Gabrielle Montandon (Cello), Emmy Hürlimann (Harfe); im Festival Strings Lucerne Maja Hug, Brigitte Seeger, Christa Zecherle (Geige); im English Chamber Orchestra Elizabeth Boenders, Margaret Coven, Eleanor St. George, Nona Liddell (Geige), Anita Lasker (Cello); im Collegium Musicum Zürich Verena Brockmann, Margrit Essek, Vreni Howald, Lotte Kraft, Rosmarin Schulthess, Lore Spoerri, Marta Stierli, Heidi Sturzenegger, Else Stüssi (Geige), Tatjana Schibler, Hedwig Schoop (Bratsche), Ursula Burkhard (Flöte).

*

Martha Mödl und Regina Resnik verkörpern die beiden Gegenspielerinnen in der Richard-Strauss-Oper «Elektra», die Wieland Wagner im kommenden Herbst in der Württembergischen Staatsoper neu inszenieren wird. -TW-

*

Die 1. Mozart-Woche in Interlaken wurde zu einem wahren Triumph für Lisa Della Casa, die drei Arien («Don Giovanni», «Figaro», «Cosi fan tutte») auf vollendete Weise sang. Im verstärkten Orchester des Collegium Musicum Basel war Maria Suter die Konzertmeisterin, und ferner wirkten mit Siglind Cramm, Ruth Dula, Waldwel Veit, Pia Schönenberger, Susy Fehr, Marlis Fischer (Geige), Dora Jenny (Bratsche), Vera Szelényi (Cello), Beate v. Berlepsch, Ursula Zeugin (Flöte). Melanie Münzer, die langjährige Charakterspielerin des Staattheaters Chur und des Sommertheaters Winterthur spielt an diesem in Bernard Shaws ‚unmoralischer' Komödie «Frau Warrens Gewerbe» die zweideutige Besitzerin zweideutiger Häuser. Sie dämpfte die widerliche Seite der Mädchenhändlerin und gab ihr etwas Naiv-Unverantwortliches, was die Figur erträglich und sogar ein wenig bedauernswert macht; was uns richtig scheint: ihre (männliche) Umgebung hat sie eigentlich zu dem gemacht, was sie geworden ist. Sie ist mehr Opfer als Schädling. Die Münzner hat sich einmal mehr als die wertvollste Kraft im Ensemble Markus Breitners bewährt. *M.*

Notizen aus der Filmwelt

Filmkulissen als Touristenattraktion

jgp — Das israelitische Touristenbüro hat den italienischen Filmproduzenten Dino de Laurentiis gebeten, die Dekorationen, die er für die Aussenaufnahmen seines Columbia-Filmes «The Best of Enemies» (früherer Titel «Two Enemies») in der historisch bekannten Wüste Negev aufbauen liess, stehenzulassen. Bei den Dekorationen handelt es sich u. a. um die Bauten einer grossen italienischen Heeres-Basis mit Fort aus der Zeit des Abessinien-Feldzuges und um drei abessinische Eingeborenendörfer. Dadurch, dass für die Dreharbeiten in diesem sonst schwer zugänglichen und von der Zivilisation unberührten Gebiet Verbindungsstrassen angelegt worden waren, ist die Gegend jetzt ohne Strapazen mit Fahrzeugen aller Art zu erreichen, und das Touristenbüro verspricht sich aus Ausflügen nach «Abessinien» eine willkommene Bereicherung des «Sightseeing-Programms» für Touristen aus aller Welt.

Betteln bringt mehr ein als Filmen

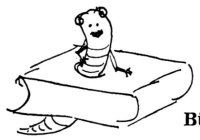
jgp — Dem amerikanischen Regisseur Richard Fleischer, der gegenwärtig in den römischen De-Laurentiis-Studios den Columbia-Film «Barabbas» dreht, fiel auf seinem täglichen Weg ins Studio ein abgerissener Bettler mit amputierten Beinen auf. Der Mann machte auf Richard Fleischer einen so erbarmungswürdigen Eindruck, dass sich der berühmte Regisseur entschloss, ihm zu helfen. Er bot dem Bettler an, für 10 000 Lire täglich in «Barabbas» als Komparse mitzuwirken. 10 000 Lire sind in Rom für einen Edel-Komparsen eine sehr gute Bezahlung. Der Bettler lehnte das grosszügige Angebot mit der Begründung ab, er könne es sich nicht erlauben, für diesen «Bettellohn» zu arbeiten, denn als berufsmässiger Bettler käme er in den Strassen Roms auf mindestens das Doppelte pro Tag.

Wiedersehen mit Laura Solari

jgp — Ein Wiedersehen mit Laura Solari, einer der schönsten und begabtesten Schauspielerinnen des italienischen Films der vierziger Jahre, wird der Film «Vacanze alla Baia d'Argento» bringen, der gegenwärtig in Cinecitta entsteht. Mit von der Partie bei diesem fröhlichen Film sind Valeria Fabrizi, Anthony Steel, Mario Carotenuto und Tiberio Murgia.

Hanne Wieder filmt in der Schweiz

(jgp) Was der deutsche Film bisher versäumte, holt der allerneueste Schweizer Film jetzt nach: Die unwahrscheinliche Hanne Wieder, Star der Münchner «Kleinen Freiheit», unvergessen aus Filmen wie «Das Mädchen Rosemarie», «Spukschloss im Spessart» und diversen Sendungen des Deutschen Fernsehens, erhielt endlich die längst verdiente Hauptrolle. Regisseur Karl Suter übertrug ihr nämlich die Titelrolle in seinem neuesten Spielfilm «Chiquita», der in diesen Tagen im «Salmen» von Schlieren ins Atelier ging. Das Drehbuch schrieben nach eigener Idee Karl Suter und Dr. Hans Gmür. Neben Hanne Wieder wirken in Hauptrollen César Keiser, Gustav Knuth, Charles Regnier und Max Haufler mit.



Der Bücherwurm

Darf ich vorstellen: meinen alten Freund und Mitarbeiter, den Bücherwurm. Er ist ein guter Wurm, ein braver Wurm, sozusagen eine Perle von Wurm. Zwei blanke Reihen scharfer Nagezähne befähigen ihn, sich durch sämtliche Papiersorten zu fressen und auch vor Ledereinbänden nicht zu erschrecken, und seine beiden Reisszahnpaare helfen, selbst hoch-, tief- und abgründigste Probleme zu erbohren. Neugierig und fresslustig wie er ist, darf man ihn nur nicht beleidigen. Ja, so ein Wurm ist das.

Sein Magen wäre eigentlich der eines Allesfressers, aber vor diesem Schicksal bewahren ihn seine sensible Nase, sein empfindsamer Gaumen, ja, und auch sein Alter, das ich freilich nicht verrate; er würde es mir nicht verzeihen. Aber mit diesem Alter ist er «gschnäderfrässig» geworden. Das ist sein volles Recht, alle edlen Seelen werden mit den Jahren wählerisch. Dafür hat er sich eine gewisse nachsichtige Güte angeeignet und in Notzeiten gelernt, nicht nur von Leckerbissen zu leben.

Natürlich hat er eine schwarze Seele, was wollen Sie, das ist so bei Bücherwürmern, die Druckerschwärze färbt ab. Aber diese schwarze Seele ist — obwohl in allen Wassern gewaschen — sozusagen sein besseres Ich, unser aller besseres Ich, denn es weiss um die absoluten Masstäbe und hat ewigen, unstillbaren Hunger danach. Deshalb ist mein Bücherwurm so selten glücklich, daher auch der tragische Schimmer in seinen Augen, den Sie doch hoffentlich bemerkt haben.

Das, was heute hier vorliegt, ist noch nicht durch meines Bücherwurmes Verdauungsapparat gegangen, so schnell verdauen Würmer denn doch nicht. Ich habe Ihnen, liebe Leser und Leserinnen, vorerst nur seine Bekanntschaft vermitteln wollen, das nächste Mal wird er hoffentlich selber zu Ihnen sprechen. RST

Hanni Zahner: «Was kann das Elternhaus den Kindern mit ins Leben geben?»

An der Diskussion über das sogenannte «Halbstarken-Problem» beteiligen sich heute weiteste Kreise. Man verurteilt oft gesamthaft die «Jugend von heute», und auch die Eltern kommen dabei nicht gut weg. Es gibt in unserem Land bestimmt ein paar echte «Halbstarke», d. h. unangepasste oder verwahrloste Jugendliche, mit denen sich Polizei und Jugendgerichte befassen müssen. Daneben gibt es auch die «Jugend von heute» mit ihren Problemen und Schwierigkeiten, für die wir Erwachsene oft zuwenig Verständnis haben. — Nun hat die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft, Zürich, eine Broschüre mit dem Titel «Was kann das Elternhaus den Kindern mit ins Leben geben?» herausgegeben. Die auf Grund von Besprechungen mit Eltern und Jugendlichen verfasste Schrift behandelt in lebendiger, praktischer Art die Schwierigkeiten zwischen Eltern und Kindern. Man möchte wünschen, dass nicht nur Eltern von Halbwüchsigen, sondern auch solche von kleinen Kindern diese Schrift lesen; es würde ihnen für manches, was sich später so negativ auswirkt, wie z. B. keine Zeit haben, sich mit den Kindern abzugeben, die Augen öffnen. Die Schrift enthält manch praktischen Hinweis, wie man sich zu Heranwachsenden einstellen soll, um mit ihnen in ein gutes Verhältnis zu kommen. Sie regt überhaupt zum Nachdenken über Erziehungsfragen an; denn oft liegt der Grund der Schwierigkeiten darin, dass sich die Eltern zuwenig klar sind, zu was und wie sie ihre Kinder erziehen sollen. — Die Broschüre kann bei der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, Brandschenkestrasse 36, Zürich 1, Telephon (051) 23 52 32, bezogen werden.

Zwei Bücher für Eltern und solche, die es werden wollen

Beide Publikationen sind Bearbeitungen von Radio-Vorträgen und daher allgemeinverständlich gehalten, beide auch warm zu empfehlen. Erwin Heimann: Alt und jung. Das Jugendproblem in heutiger Sicht, Victoria-Verlag, Bern.

In warmer, sympathischer Art wird das heutige (schlechte) Verhältnis zwischen Eltern und heranwachsenden Kindern beleuchtet. Der Autor geht nicht nur der unerfreulichen Beziehung zwischen den Generationen, sondern auch dem Halbstarkentum auf den Grund, wobei klar wird, was eigentlich jeder denkende Mensch wissen sollte, dass es ja die Eltern und die Aelteren sind, die das Verhalten und den Zustand der Jugend zu verantworten haben, weil diese Eltern (mit Ausnahmen) für alles Zeit haben (Geldverdienen, Vergnügen, Reisen, Sport, Kunst, Liebschaften), nur nicht für ihre Kinder. Sie verwöhnen ihre Kinder zwar, soviel es ihnen nur möglich ist, aber aus Egoismus oder Bequemlichkeit, vielleicht auch aus Ratlosigkeit, jedenfalls um sich die Ansprüche der Kinder fernzuhalten. Dabei will das Kind nicht verwöhnt sein, es möchte Anteilnahme, Geborgenheit, gemeinsames Spiel, trauliche Stimmung zu Hause, Liebe, auch Strenge; alles Gaben, die heute so rar geworden sind. Zu den bedauerlichen Schwierigkeiten zwischen Eltern und Kindern kommt es aber auch dadurch, dass heute, aus noch unbekannten Gründen, die Jugend viel früher geschlechtsreif ist als noch vor 20 Jahren, dagegen viel länger seelisch unsicher und unreif bleibt, so dass die Pubertät, von jeher eine schwierige Zeit der Heranwachsenden, sehr verlängert wird, ihre besonderen Gefahren also über Jahre hin dauern. Mit grossem Verständnis und liebevollem Eingehen auf die Not der «Kinder», ratet der Verfasser vor allem, die Besserung des Elternstandes in Angriff zu nehmen und gibt dafür auch wertvolle Hinweise.

Werner Pfendsack: «Menschen, die Gott brauchen kann.» Friedrich Reinhardt AG, Basel

«Menschen, die Gott brauchen kann, sind das Erfordernis der Stunde. Sie sind die Bausteine der lebendigen Gemeinde ... Allzulang haben wir die Zielsetzung, um derentwillen Christus sein Leben hingegeben hat, verkürzt. Wir haben die persönliche Seligkeit, die Rettung aus den Banden der Sünde ... die Bekehrung des einzelnen ins Zentrum gestellt. Das alles hat seine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Aber es ist Voraussetzung, Durchgangsstelle, während das eigentliche Ziel des göttlichen Wirkens die Königsherrschaft Gottes ist, der Durchbruch seines Reiches im Leben unserer Zeit und Welt.»

Mit diesem eindringlichen Weckruf führt Werner Pfendsack, Pfarrer am Basler Münster, den Leser in die zehn Kurzbiographien von biblischen Persönlichkeiten ein. Die Kapitelsüberschriften sind zum Teil originell, z. B. Johannes Markus, ein jugendlicher Draufgänger. Lydia, die den Mut hat, die erste zu sein. Aquila und Priscilla, eine Ehe als Kampfgemeinschaft. — Wer ein näheres Verhältnis zu der oft schwer verständlichen Bibel gewinnen will, greife zu diesem Buche. Eine umfassende Kenntnis des zeitgeschichtlichen Hintergrundes, die Gabe des Sicheinfühlenkönnens in manchmal nur angedeutete Situationen, eine lebendige, mitreissende Sprache zeichnen den Verfasser aus. Es gelingt ihm, dem Leser richtig Freude zu machen, sich weiter in der Bibel umzusehen. Was grau in grau war, wird plötzlich hell und farbig, Interesse weckend, packend. Der erklärende Text its durchsetzt von allerhand Lichtern: Hinweise auf die Gegenwart, nachdenkliche Stillhalte.

Was aber schmerzlich berührt, ist die Bemerkung über die beiden Frauen Euodia und Syntyche: «Sie haben nicht gepredigt. Die Stellung des Apostels in dieser Frage ist eindeutig negativ.» Eindeutig negativ? Im Philipperbrief sagt Paulus von diesen Frauen: «die mit mir für das Evangelium gekämpft haben, zugleich mit meinen übrigen Mitarbeitern, deren Namen im Buche des Lebens stehen.» — Wie bedauerlich, dass Pfr. Pfendsack die textkritisch verdächtige Stelle 1. Kor. 14, 34, die nach dem Urteil bedeutender Theologen ein späteres Einschiebsel sein muss, gegen die Predigttätigkeit der Frau ausspielt, die textkritisch sichere Bibelstelle jedoch unberücksichtigt lässt, in der Paulus Frauen erwähnt, die aus Eingebung in der Versammlung reden, also predigen.

Aus neueren Forschungen geht hervor, dass es sich beim Schweigegebot 1. Kor. 14, 34 ausschliesslich um die Ordnung im Gottesdienst handelt. Die lernbegierigen Frauen sollen keine Fragen stellen, um die Ordnung nicht zu stören. Das Recht der Frau, in der Gemeindeversammlung aus Eingebung zu reden, wird davon nicht berührt.

I. Kor. 11, 5. Heute, wo die Kirche dringend alle Kräfte braucht, sollte man Frauen, die den Ruf zur Wortverkündigung vernommen haben, nicht immer von neuem Steine in den Weg werfen. Auch sie sind Menschen, die Gott brauchen kann. Auch sie sind Bausteine der lebendigen Gemeinde. L. v. S.

Georg Schwöbel: «Psychosomatische Medizin» Probleme und Wege Rascher Verlag Zürich und Stuttgart

Das Buch ist eine Bearbeitung von Vorlesungen, die der Autor an der Volkshochschule in Zürich gehalten hat. Die Aufführungen wenden sich also an einen weiten Leserkreis, sind allgemein verständlich und zudem sehr lebendig geschrieben, so dass daraus Belehrung und Nutzen zu ziehen sind. Worum es geht? Nachzuweisen, dass der Mensch ein Ganzes ist, keine Zusammenstellung von Geist, Seele und Körper, wie das altersher so viele Theorien vertreten haben. Es ist nicht auszumachen, was an ihm «rein» geistig, «rein» seelisch und «rein» körperlich ist. Ja, letzteres gibt es gar nicht, immer sind Geistiges und Seelisches mit ins Körperliche verflochten. Jede Erkrankung eines Organs ist eine Gesamterkrankung des Menschen, doch so, dass die verschiedenartigen psychischen Einwirkungen auf das Körperliche, je nach ihrer Herkunft und nach der Körperkonstitution des Betreffenden, eher diese als jenes Organ betreffen. Chronische Verstopfung hat andere seelische Hintergründe als Migräne oder Herzinfarkt. An vielen Beispielen zeigt der Verfasser, wie es bei einem individuellen Menscheni ausgerechnet zu «seiner» Krankheit kommen muss, aber auch, wie eine Heilung versucht und in vielen Fällen auch erreicht werden kann. Der Arzt soll demnach ein Psychotherapeut und der Psychotherapeut ein Arzt sein; nur so ist dem besonderen Wesen des Menschen gerecht zu werden un ' Heilung zu vermitteln. A. V.

Alfred Stucki: Billy Graham und Charles Fuller Verlag Heinrich Majer, Basel

Den Lebensbildern von Sadhu Sundar Singh, Albert Schweitzer, Jeremias Gotthelf, Chr. F. Gellert und mehreren andern, die in schmucken Bändchen bei H. Majer erschienen sind, reiht sich in zweiter erweiterter Auflage ein weiteres an über Amerikas grosse Evangelisten, von denen Billy Graham einer grossen Anzahl von Schweizern durch sein Auftreten im Hardturmstadion 1955 und 1960 bekannt geworden ist. — Billy Graham ist ein Farmerssohn aus Nord-Karolina, 1918 geboren. Er wollte in seiner Jugend ein Sportheld werden, erfuhr aber in einer Erweckungsversammlung eine völlige Richtungsänderung seines Lebens. Zuerst Prediger an einer Baptistengemeinde in einem Vorort Chicagos, legte er bald sein Pfarramt nieder, um sich der internationalen Bewegung «Die Jugend für Christus» zu widmen. Er rief selbst eine gewaltige Organisation ins Leben: die Billy-Graham-Evangelisations-Gesellschaft mit Sitz in Minnesota, der die Finanzierung der «Stunde der Entscheidung» durch Radio und Fernsehen sowie die Herstellung seiner Erweckungsfilme obliegt. Als Evangelist wirkte Graham nicht nur in seiner Heimat Amerika, sondern auch auf einem grossen Feldzug 1954 in London, dann in Frankreich, Finnland, Holland, Schweden und Deutschland. Auf seinem Europa-Feldzug besuchte er zweimal die Schweiz. 1956 und 1959 war er im Fernen Osten, in Indien, auf den Philippineninseln, auf der Insel Formosa, in Südchina, in Japan und Korea. 1959 reiste er nach Australien und Neuseeland, 1960 besuchte B. Graham zehn Staaten in Afrika. Wo er auch hinkommt, grenzt die Zahl der Zuhörer, die sich zu seinen Predigten drängen, ans Phantastische, so dass sein Biograph Stucki mit Recht von ihm sagt, er sei wie ein Komet am christlichen Himmel emporgestiegen.

Charles Fuller, Amerikas grosser Radio-Evangelist, heute in den 70er Jahren, stammt aus Süd-Kalifornien, wo sein Vater eine Orangenplantage besass. Er selbst wurde Leiter eines Orangen-Versandhauses in Placentia. Durch einen zum Glauben gekommenen Ringkämpfer, dessen Predigt er hörte, wurde Fuller so ergriffen, dass er sein Geschäft aufgab. «Ich muss Seelen erretten, denn das allein ist in dieser Welt von wahrem Wert.» Zum Baptistenprediger ausgebildet, wirkte er 1924—1933 in Placentia. Seit 1933 widmete er sich völlig der «Genossenschaft zur Ausbreitung des Evangeliums durch das Radio.» Die hohen Kosten werden auf freiwilligem Weg von vielen Millionen Hörern zusammengebracht. Für Europa wird die «Erweckungsstunde» jeden Donnerstag nachts von 12 bis 0.30 Uhr über den Sender Luxemburg ausgestrahlt. L.v.S.

«Freiheit und Friede sind unteilbar». Ein Querschnitt durch die jüngste Zeitgeschichte, mit Beiträgen namhafter Autoren und einem Geleitwort von Peter Dürrenmatt. Herausgeber: Pro Liberta Bern.

«Es wird für die Zukunft aller Völker entscheidend sein, dass der Westen bereit ist, den Kampf um die Wahrheit auch im Zustand der Koexistenz auszufechten. «Freiheit und Friede sind unteilbar» will nichts anders, als einen Beitrag an diesen Kampf um die Wahrheit zu leisten.»

So schreibt der bekannte Basler Publizist Peter Dürrenmatt in seinem Geleitwort zu diesem aufrüttelnden Buch. Gerade im Hinblick auf die Besuchsdiplomatie und die Gipfelkonferenzen ist es wichtig, dass sich die freie Welt von den Zielen und Methoden des Weltkommunismus ernsthaft Rechenschaft gibt. Das ebenso aktuelle wie anregende Buch zeigt in treffenden Beispielen, was kommunistische Versprechungen und Verträge wert sind, was die Arbeiterschaft unter der «Diktatur des Proletariats» zu erwarten hat, wie das Recht zur Kritik systematisch unterbunden wird und welche Folgen die Präsenz der Sowjetunion und ihrer Satelliten in der UNO hat. Es zeigt aber auch, wie die östlichen Friedensschalmeien zu bewerten sind und was von den «Abrüstungsvorschlägen» des Kremls zu halten ist. Sehr einleuchtend wird nachgewiesen, dass nur der demokratische Rechtsstaat willens und fähig ist, völkerrechtliche Verpflichtungen einzuhalten, wogegen der totalitäre Staat Abmachungen und Verträge stets dann als Papierfetzen behandelt, wenn das seinen Zielen dient. In drei mahnenden Schlusskapiteln wird jeder von uns aufgerufen, mit einer positiven inneren Geisteshaltung der kommunistischen Weltgefahr zu begegnen, damit dem feigen Zurückweichen vor Lüge und Gewalt ein Ende gesetzt wird.

C. Cookson: «So ein Persönchen», und C. Cookson: «Das Persönchen und der Herr.» Verlag Herder, Freiburg

Mary Ann ist die Heldin dieser beiden Erzählungen, jeder Band in sich abgeschlossen, die den Leser dank ihrer Wärme und Tapferkeit gefangen nimmt. Mit unbeirrbarem Mut und allen Ränken weiblicher Diplomatie weiss das kleine Mädchen ihren Vater zu verteidigen; doch nicht allein in Worten, sondern noch viel mehr in Taten. Zäh und allen Widerständen zum Trotz verfolgt sie den Weg, den Mann, an dem sie mit rührender Liebe hängt, zurückzuführen in einen Beruf, der seinen Fähigkeiten entspricht und ihn dadurch von der Trunksucht errettet.

Man möchte wünschen, dass diese beiden Bände recht vielen Eltern und auch Trinkern in die Hände gelegt würden. Es geht dabei um mehr als um überaus lebendige Schilderungen eines Lebensabschnittes einer Familie; mit feinstem psychologischen Verständnis und zartestem Einfühlungsvermögen werden die Regungen einer Kinderseele behutsam nachgezeichnet, ihr Hoffen wie ihre Verzagtheit, ihr Glaube und ihre Liebe. Was uns Catherine Cookson mit diesem «Persönchen» geschenkt hat, ist keine nur erdachte Gestalt, sondern ist wirkliches Leben in seiner Vielfalt und Problembeladenheit.

Dank «Merkur»-Rabattmarken

33 1/3 % billiger reisen

denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisemarken im Werte von Fr. 6.—

„MERKUR"

KAFFEE-SPEZIALGESCHÄFT

Nervösen Frauen hilft Femisan

das Stärkungsmittel für Herz und Nerven; es bessert Monats- und Wechseljahrbeschwerden, Kopfschmerzen und Müdigkeit, verleiht neue Nervenkraft und frisches Aussehen.

Das Schweizer Frauenpräparat der Vertrauensmarke: KRÄUTER KERN

Flasche Fr. 8.85, Kurflasche Fr. 18.75.

In Apotheken und Drogerien.

Physikalische THERAPIE

Hs. Andres, Zürich 6

dipl. Physiopraktiker

Scheuchzerstrasse 46

Tel. 26 21 90

Privat-Sauna, Aescusal-Bad

Heil-Massage Extensionen

Sport-Massage

Fango-Packungen

Bindegewebstechnik

Korrekturgymnastik

Unterwasserstrahlmassage

Sämtl. Medizinal-Bäder

Zuverlässige Ausführung aller ärztlichen Verordnungen

Ein fußgerechter Schuh, der Ihren Wünschen entspricht

Solidus

Schuh-Sorgen? dann Solidus-Schuhe!

Tragen Sie Solidus-Naturform-Schuhe!

Elegante, bequeme Schuhe für Damen und Herren:

a) für gesunde Füsse
b) für empfindliche Füsse
c) mit Fussbett
d) für lose Einlagen
e) für starke Ballen
f) für schmale Füsse
g) Spezialität: für breite bis breiteste Füsse

Solidus-Schuhhaus, Zürich

Birmensdorferstrasse 53

Tram 14 ab Hbf.

Tramhaltestelle Bhf. Wiedikon

E. Friz, Schuhhaus, Baden

Weite Gasse 17

Schmerzlose Fusspflege

Fussstützen nach Mass

Beachten Sie unsere Schaufenster

Im schönen gepflegten Landhaus «Vieux Châtel, Post Essertines s/Rolle, inmitten von Wiesen und Wald in herrlicher ruhiger Aussichtslage am Genfersee, empfangen wir auch dieses Jahr (1. April bis 1. Oktober) wieder einige

Paying Guests

welche Ruhe, Erholung, evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 7 59 26. A. E. Frank-Hottinger, dipl. Diätetikerin.

hugo peters

„Werner", eines von 10 schönen Couchbetten aus eigener Werkstatt — mit und ohne Bettzeugraum.

Bettstatt Fr. 425.-

Modelle ab Fr 93.-

Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen. Nach individuellen Wünschen: — mollig weich — beliebig hart — oder extra warm.

Bellevuehaus, Limmatquai 3 Telephon 24 73 79

hugo peters ZÜRICH LIMMATQUAI 3

Basler Missionsbuchhandlung

Missionsstraße 21 Basel 3

Seit 144 Jahren rascher und zuverlässiger Versand

ALKOHOLFREIE GASTSTÄTTEN

ST. MORITZ

Hotel Bellaval

Alkoholfrei

Angenehmes Haus am See

Sehr gepflegte Küche

Jahresbetrieb Tel. (082) 3 32 45

ASCONA

Alkoholfreies Speise-Restaurant

Vegetarisch

„TIMEO" Tea-room

Hier essen Sie gut, gesund und preiswert.

Aussichtsterrasse

H. u. K. Hessel-With

3 Min. von Post Tel. (093) 7 39 72

Winters geschlossen.

Mühlegasse 21

Zürich 1 051/32 64 36

Pianohaus Ramspeck

Uebungsräume für Unterricht Zusammenspiel Uebungszwecke

Wenn Ihnen

unser Blatt gefällt, melden Sie uns laufend Namen und Adressen von Frauen, denen wir das «Schweizer Frauenblatt» zur Ansicht senden können. Sie helfen damit, das Blatt in weitere Kreise zu tragen.

Administration «Schweizer Frauenblatt», Winterthur

BETTY KNOBEL:

«Zwischen den Welten»

Ein schweizerischer Familienroman, der sich im Glarnerland, in Graubünden und Zürich abspielt — also ein ausgesprochen schweizerisches Werk, in dessen Gestaltung, dichterisch verarbeitet, manche Probleme der Schweizer Frauen verwoben sind. 229 S. in zweifarbigem, broschiertem Umschlag.

Zu bestellen in allen Buchhandlungen und beim Verlag «SCHWEIZER FRAUENBLATT», Technikumstrasse 83, Winterthur. Tel. (052) 2 22 52.

Das gute Besteck ...von SCHÄR

Messerwaren und Bestecke

Bahnhofstrasse 31, Zürich

Tel. 23 95 82

Vom Muttersein

(Schluss)

Im Rückblick auf diese empörenden Geschehnisse überfällt es die Nachdenkliche «heiss und kalt». In einem Rechenschaftsbericht zuhanden des Bundesrates klagt sie nicht nur an*. Sie sucht zu verstehen: «Wir waren nicht vorbereitet. Es fehlte uns der Glaube, der weiss, dass Gott eine Last auch tragen hilft, die er einem auferlegt.» Es fehlten die Einrichtungen, aber auch das «Vorstellungsvermögen für all das Schreckliche», was sich die Nazi zuschulden kommen liessen. Das Schrecklichste, was den Menschen zustossen konnte, die unter unsäglichen Schwierigkeiten die Schweizergrenze überschritten hatten, bestand darin, dass unsere Behörden sie wieder «refoulierten», wenn sie den Bedingungen nicht entsprachen. Das hiess, sie in den sicheren Tod treiben. Furchtbar war auch die Tatsache, dass viele Unglückliche unter dem Druck dieser Drohung an der Grenze falsche Angaben machten, um ihr nacktes Dasein zu retten. Wildfremde Menschen gaben sich als Eheleute, andere als Eltern von unbekannten Kindern aus. Lange litten sie unter diesen Unwahrheiten. Wenn ihr Vergehen auskam, wurden sie in Strafanstalten eingewiesen und dort unter Verbrechern als Verbrecher behandelt. Schwer belastete die Seele von Gertrud Kurz aber auch die Tatsache, dass Asyl-Suchende abgewiesen wurden, trotzdem sich private Schweizer verpflichteten, für ihren Unterhalt aufzukommen. Solche wussten sich in ihrer Verzweiflung unter Umständen nicht mehr anders zu helfen, als dass sie ihrem Leben ein Ende machten!

In ihrer Untersuchung der Frage: «Wer waren die Verantwortlichen?» legt Gertrud Kurz ihren Sinn für Gerechtigkeit an den Tag. Sie verurteilt nicht; aber sie fragt: «War es die oberste Landesbehörde, der General, die kantonalen Polizei-Direktoren, die Lagerleiter, der ‚Vaterländische Verband', die selbstsüchtigen Aengstlichen, die Vertreter des ‚sacro egoismo', die Lauen und Uninteressierten?» — und sie fügt hinzu: «Waren es nicht auch wir selber? Nahmen wir nicht manchmal Befehle und Verbote so entgegen, als käme ein Protest gar nicht mehr in Frage? — Wohl scheint es mir heute, als wäre mein Leben in jenen Jahren eine nie aufhörende Intervention gewesen, und dennoch frage ich mich mit Trauer: Warum habe ich das und jenes hingenommen?»

So sehr Gertrud Kurz mit Leib und Seele in ihrer Flüchtlingshilfe steht: — nie vergisst sie darob: «Diese Fürsorge ist nur ‚Erste Hilfe'. Sobald wir die Hände frei bekommen, müssen wir dem Uebel selbst an die Wurzel gehen.» Kaum ergibt sich mit der «Befreiung» von Frankreich und Italien die erste Möglichkeit zu neuem Kontakt, sucht sie wieder Verbindung mit Gesinnungsgenossen auf beiden Seiten.

Im «Mitteilungsblatt der Kreuzritter» spricht sie anfangs 1946 ihre Gedanken über «Verpflichtung und Möglichkeit der evangelischen Kirche zur Festigung des Friedens in der kommenden Zeit» aus: «Die Kirche muss als Wächter und Mahner dem Staate das Gewissen schärfen. Die Christen müssen jedem helfen, seine Mitschuld an den schmerzlichen Ereignissen einzusehen und zu bekennen. Die innerste Aufgabe der Kirche besteht darin, den Hass zu bekämpfen. Die Hülfe an den Flüchtlingen ist eine unmittelbare praktische Betätigung dieser Pflicht. Denn jede Vernachlässigung dieser Aufgabe ist eine Gefährdung für den Frieden.»

In der gesamten Schweiz regt sich der Wille, den kriegsversehrten Völkern beim Aufbau zu helfen. Allein die Verhältnisse sind chaotisch. Viele Bereitwillige müssen warten. Unter diesen Umständen veranstalten die Kreise um Gertrud Kurz in Gwatt am Thunersee eine Tagung von zwei Wochen Dauer für evangelische Nachkriegsarbeit. Hier zeigen sich einige Prüfsteine, an denen sich der Ernst der Aufbau-Willigen erweist: die deutsche, die jüdische und die russische Frage.

Durch die Entdeckung der empörenden Zustände in den Konzentrationslagern ist das Entsetzen über die Grausamkeit der Nazi allgemein geworden. Berge von Schuld und Hass sind abzutragen. Eine unterschiedslose Beschuldigung aller Deutschen führt indessen ebenso weit vom Ziel ab wie jede Versteifung auf Schuldlosigkeit.

Kaum haben die Sieger der Bedrängung und Vernichtung der Juden im «Dritten Reich» ein Ende gesetzt, entsteht in andern Ländern, sogar in der Schweiz, ein neuer Antisemitismus.

Kaum hat die Zusammenarbeit zwischen Westmächten und Sowjet-Union den gemeinsamen Feind zu Boden geworfen, beginnt eine neue blinde Verurteilung der Westlichen im Osten, der Oestlichen im Westen.

Gertrud Kurz vermittelt Briefe, die von deutschen Freunden zu französischen gehen und umgekehrt. Erste Begegnungen im kleinsten Kreise zeigen Uebereinstimmungen. — Die protestantischen Feldprediger in Frankreich laden die deutschen Kriegsgefangenen Pfarrer ein zu einer gemeinsamen Besprechung. In einem ehemaligen Karthäuser-Kloster erhalten diese 180 deutschen protestantischen Geistlichen 1947 eine erste Gelegenheit, sich mit französischen und amerikanischen Glaubensbrüdern zu beraten. Dazu wird auch Gertrud Kurz eingeladen. Entschlossen dringt sie ein in die Nöte dieser Brüder. Sie überbringt ihnen eine Botschaft ‚die ihre Mitarbeiter im französischen Christlichen Friedensdienst an sie richten — die erste freundliche Hand, die sich den Verfemten entgegenstreckt! Sie schildert ihre Bemühungen um den Frieden und müht sich, der Verbitterung den heftigsten Stachel zu nehmen.

Auch an andern Orten muss sie Deutschen helfen, ihre Lage zu verstehen. Manche denken nur an das Unrecht, das ihnen jetzt widerfährt, nicht aber an das frühere, entsetzliche, das ihr Staat jahrelang andern Völkern zugefügt! Wenn einzelne ihre Landsleute ermutigen wollen mit dem Hinweis auf die «strahlende Hoffnung nach der wahren Heimat», muss Gertrud Kurz ihnen zurufen: «Denkt jetzt nicht einzig an eure Lage!»

Mag sie missverstanden werden, Gertrud Kurz findet stets neue Möglichkeiten zu Begegnungen. Einmal beruft sie ehemalige deutsche Soldaten, die während des Krieges in schweizerischen Interniertenlagern ähnliche Erfahrungen gesammelt hatten wie die Flüchtlinge. Noch gewagter war es, Kriegsversehrte aus verschiedenen Ländern zusammenzubringen. Kurze Zeit vorher waren sie mit den Waffen in der Hand einander gegenüber gestanden; bei dieser Gelegenheit hatten sie Wunden erhalten, die sie nun ihrer Lebtag mit sich tragen!

Freudig anerkennt Gertrud Kurz alles, was die Hilfswerke leisten. Aber sie versucht, weiterzugehen. Die materiellen Gaben, die sie vermitteln kann, sind bescheiden. Um so intensiver ist ihr Bestreben, die Besinnung zu pflegen. Sie wird nicht müde, den Nachkriegs-Helfern die «Waffenrüstung des Christen» ins Gedächtnis zu rufen. «Eine eiserne Ration des Glaubens» brauchen sie. Es genügt nicht, dass wir die Notleidenden instand setzen, sich selbst zu helfen. Unerlässlich ist vor allem Einsicht in die finsteren Mächte, die weiterhin zu wüten drohen. «Die Herren der Welt haben Millionen zur Gefolgschaft gezwungen. Andere Millionen haben ihnen freiwillig, freudig Gefolgschaft geleistet. Heute liegt die Welt in Trümmern. Viele mächtige Herren sind tot oder äusserlich machtlos geworden. Ist auch ihr Geist überwunden?» Ihnen gegenüber wäre unser Kampf für den Frieden aussichtslos, hätten wir nicht eine Rüstung: «Glaube, Wahrheit und Gerechtigkeit mt dem Schwert des Geistes, dem Worte Gottes». Um diese Rüstung bitten wir, auf dass «wir der Lüge mit Wahrheit begegnen können und der Rechtlosigkeit mit Gerechtigkeit —, dass wir den Hass mit den Waffen der Liebe überwinden.»

Anfangs 1948 begrüsst Mutter Kurz mit besonderer Freude Religionslehrer aus Berlin. Natürlich dreht sich das Gespräch mit ihnen bald um die jüdische Frage. Die Gäste bitten, eine Synagoge besuchen zu dürfen. Beherrscht heisst der Rabbiner sie willkommen. Zuvorkommend öffnet er ihnen den heiligen Schrein. Am Altar spricht er zu ihnen, «Sie, liebe Deutsche, und wir sind in diesen Jahren durch ein finsteres Tal gegangen. Gebe Gott, dass uns beiden jetzt Gottes Licht erhalten bleibe.»

Im Frühling 1948 wird endlich eine Vertreter-Tagung des «Christlichen Friedensdienstes» in der amerikanischen Zone möglich. Hier sieht Gertrud Kurz ihre Saat aufgehen. In Frankfurt betonen auch ihre deutschen Freunde bestimmt: «Christus ist der Herr unseres ganzen Lebens. Darum ist es unsere Pflicht, uns um die Ordnung dieser Welt zu bekümmern.» Auf einer Vortragsreise erhält die Schweizerin Gelegenheit, die im allgemeinsten verbreiteten Irrtümer zu berichtigen.

In der russischen Frage findet Gertrud Kurz nicht ohne weiteres ein unmittelbares Wirkungsfeld. Immerhin kann sie Landsleuten und Westdeutschen von ihren Besuchen in der Ostzone erzählen und den Bericht des unvoreingenommenen, sorgfältig beobachtenden Professors Iwand über seinen Aufenthalt bei den Glaubensgenossen hinter dem Eisernen Vorhang veröffentlichen. Er zeigt: «Auch über die Lebensmöglichkeiten der orthodoxen Christen in Russland sind wir viel zuwenig unterrichtet.»

Jedes Jahr stellt Gertrud Kurz vor neue Aufgaben: Die holländischen Freunde leiden unter der Entwicklung in ihrem ehemals wichtigsten Kolonialgebiet. Niederländisch-Indien wandelt sich um zur Ostindischen Union, später zu Indonesien. — Die französischen Freunde stehen unter dem lähmenden Eindruck der verlustreichen Schlachten in Indochina und der hasserfüllten Kämpfe in Nordafrika. — Seit der Gründung des Staates Israel verschärfen sich die Gegensätze zwischen Israeli und Arabern. Die zur staatlichen Selbständigkeit gelangten Westdeutschen empfinden die Trennung von ihren Brüdern im Osten als klaffende Wunde . . .

Ueberall versucht der «Christliche Friedensdienst» die erbitterten Gegner zum gemeinsamen Gespräch zu bringen.

Unerwartete Ermutigung findet Mutter Kurz bei Jungen. Viele schliessen sich der Bewegung an. Ihnen liegt es nicht, in Ausspraechen fruchtlos Probleme zu wälzen. Mit Pickel und Schaufel aber oder mit Pflasterkelle und Malerpinsel helfen sie mit am materiellen Aufbau. Der «Christliche Friedensdienst» legt Wert darauf, dass die Leiter solcher Arbeitslager auch geistig gerüstet sind. Dabei erlebt Gertrud Kurz die Freude, dass ein katholischer Pater (Willibrod) sich eifrig an der innerlichen Vorbereitung der jungen Menschen beteiligt.

Das ungewohnteste Erlebnis ist die Reise nach Israel. Ungezählte jüdische Freunde wollen ihr das Aufbauwerk zeigen, in dem sie stehen. Benommen erlebt die Pilgerin nach zwölfstündigem Flug den Sonnenaufgang über Israel. Im «Gelobten Land» staunt sie darüber, dass der junge Staat mitten im härtesten Kampf um das nackte Dasein den Geist nicht vergisst. Die zarte Sorge für Schwache und Kleine macht ihr Eindruck. Das Unmögliche scheint zu gelingen: Alle die verschiedenartigen Völker-Trümmer wachsen zu einem Volk. — Daneben sieht Gertrud Kurz auch das schwerste Problem des «Morgenlandes»: die 800 000 Flüchtlinge vor den Toren von Israel.

Eine Frucht dieser Reise ist das «arabisch-israelische Kässeli». Was dahineinfliesst, wird brüderlich geteilt. Die eine Hälfte geht ins israelische Schweizer Kinderdorf, die zweite zu den Kleinen in die arabischen Flüchtlingslager.

Welche Welten tun sich auf vor der glaubenden Frau! Auf den Bergen von Judäa sieht Mutter Kurz eben entstandene Dörfer für «Heimkehrer» aus Jemen. In einer Ecke ist eine Hausfrau am Werk. Ein Geschäft in Jerusalem hat bei ihr jemenitische Stickereien bestellt. Ihr gegenüber raucht die Grossmutter aus ihrer vorsintflutlichen Wasserpfeife. Beim Eintritt der Besucher springt die alte Frau auf und küsst ihnen die Hand — so will es die Sitte ihrer Heimat.

Welcher Unterschied gegenüber den Erlebnissen an den Tagen, die vorausgegangen waren! In Jerusalem hatte die Flüchtlingsmutter Wiedersehen gefeiert mit vielen ihrer ehemaligen Schützlinge. Jetzt haben die einst Ausgespienen Arbeit, Freude und sinnvolles Leben zurückgewonnen. In Rena war Mutter Kurz mit ihren Begleitern in ein arabisches Hochzeitstreiben geraten. Sofort steht die Hochzeit von Kana vor ihren Augen. Auf dem Wege zu dem vierhundert Meter unter dem Spiegel der Ozeane liegenden Toten Meer hatten die staunenden Palästina-Reisenden bei S'dom (Sodom) moderne Fabriken angetroffen, in denen mutige Arbeiter bei grauenvoller Hitze Schwefel und andere Chemikalien aus dem Meerwasser gewinnen. — Auf den Spuren Abrahams wandelnd war die Schweizerin in Beersheba mit Beduinen vertraut geworden. Auf magerstem Land hüteten sie ihre Herden. Auf würdigen Kamelen ritten sie von ihren Zelten zum Markt in der Wüstenstadt. — In Nachschorim hatte Gertrud Kurz eine Ahnung erhalten von der harten Arbeit in der Kibbutz-Siedelung mit ihrer einzigartigen Mischung gemeinschaftlichen und persönlichen Lebens. Ergriffen war die Jüngerin durch die engen Gässlein von Nazareth gewandert . . .

Alle diese Eindrücke aber verblassen vor dem Erlebnis auf dem «Berg der Seligpreisungen»: «Reden und Gleichnisse des Herrn waren um uns her. Hier ist das ganze Land eine lebendige Illustration der Evangelien.»

Auf dem Berg, da Jesus die Armen im Geiste, die nach Gerechtigkeit Dürstenden, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten, die Friede Schaffenden selig gepriesen hatte, wollte Chauffeur Moses alle diese Aussprüche hören. Sinnend brach er darauf aus: «Wie schön ist das — aber —, was hat man daraus gemacht?»

«Das traf mich wie ein Schlag. Auf dem Berg der Bergpredigt solche Worte zu hören, das erschüttert so stark, dass man es nicht wiedergeben kann . . . Heiss stieg eigenes Versäumnis in mir auf, zugleich aber auch die tiefe Verpflichtung, als Träger des Christennamens die Verheissungen der gewaltigsten aller Predigten wirklich ernstzunehmen.»

Auf ihren Vortragsfahrten in der Fremde hört Mutter Kurz oft die Frage: «Kennen Sie mich noch?» — Meist müssen die Frager mit Einzelheiten nachhelfen. So erinnert sie ein Berliner an eine Ansprache in einer Auffangbaracke am Wannsee bei Berlin. Beschämt sieht Gertrud Kurz die Szene wieder vor sich. Die eben angekommenen Flüchtlinge aus dem Osten hatten sie um ein Wort der Hoffnung gebeten. Sie hatte den Eindruck, dass sie nicht die richtigen Ausdrücke gefunden: «Wie soll man sie mit der himmlischen Heimat trösten, wenn man ihnen keine irdische anbieten kann?» — Darum ruft sie jetzt dem Manne zu: «Das war doch nur ein mühseliges Stottern!» — «So», sagte der Mann, «ja, dann haben Sie mich eben damals zum Christen gestottert.»

Mutter Kurz fügt hinzu: «Seit dieser Zeit stottere ich fröhlich weiter.»

Eine ausgedehnte Vortragstätigkeit entfaltet sie auch in ihrer Heimat. Viele Kirchgemeinden rufen sie. Bewegt durch ihre warmen Schilderungen danken sie mit ungewohnt-reichlichen Kollekten. — Häufig erhält Mutter Kurz bei solchen Gelegenheiten ergreifende Antworten. Nach einem Vortrag in Montana dankt ihr z. B. ein Patient im Pyjama dafür, dass sie auch die Stunden nicht verschwiegen, in denen ihr die Worte fehlen oder die Tat zur rechten Zeit oder die Liebe. «Dafür danken Sie mir?» fragte ich erstaunt. Er fuhr fort: «Wissen Sie, die Christen meinen oft, sie könnten uns mit ihrer Sicherheit überzeugen . . . Die meisten aber kommen sich bei solcher Gelegenheit doppelt arm vor. Es muss einer zuerst die Armut teilen, wenn er uns Reichtum vermitteln will. Darum danken wir Ihnen, dass Sie uns auch von Ihren bösen Stunden gesprochen haben.»

«Nun war ich es, die beglückt zu Bette ging.»

Einzelne Vorträge verblassen. Aus diesem Grunde richtet Gertrud Kurz mit ihren Freunden «Besinnungswochen für den Frieden» ein. Da fordert sie auch manche zur Mitarbeit auf, die von einer andern Seite her auf die Sache des Friedens schauen, z. B. den holländischen Freund der Araber, Daniel van der Meulen, der einst als «Resident» (Statthalter) in Batavia gewirkt und nachher seinen Staat bei König Saud vertreten hat.

Ein Mann, der seit vielen Jahren eng mit Gertrud Kurz zusammenarbeitet, der frühere Flüchtlingspfarrer Paul Vogt, schildert im Zwingli-Kalender 1958 ihr «Konsulat aller Mühseligen und Beladenen»:

«Die Todesanzeige eines mohammedanischen Flüchtlings traf ein. Mutter nahm an der Beerdigung teil. Eifrig wurde nach einem Koran-Beter gesucht. Schliesslich fand sich einer. Am offenen Grabe standen ein paar mohammedanische Weggefährten des Heimatlosen. Und ein paar Christen. Der Koran-Beter betete. Plötzlich stockte er. Kindlich hilflos rief er über das offene Grab hin: ‚Mach du weiter, Mutter!' Mutter erschrak. Was sollte sie tun? Sie seufzte empor. Und dann begann sie als Christin am offenen Grabe des Mohammedaners vor Mohammedanern und Christen herzlich zu zeugen von unserm Vater in den Himmeln.

Mutters Stüblein ist oft zum Heiligtum geworden. So nach den ernsten, aufwühlenden Gesprächen mit algerischen Muselmanen und französischen Christen. Plötzlich kamen die Muselmanen und baten: ‚Mutter, können Sie nicht mit uns beten? Wir können es nicht. Wir können nur unsere liturgischen Gebete. Aber wir können nicht von Herzen beten. Mutter, Sie können unmittelbar mit dem Vater im Himmel sprechen. Beten Sie mit uns! Beten Sie für uns.' Und Mutter betete. Als sie zu Ende war, betete einer ihrer muselmanischen Gäste weiter: ‚Vater, nimm mir den letzten Rest von Hass und Bitterkeit gegen die Franzosen aus meinem Herzen hinweg.'

Das Konsulat aller Mühseligen und Beladenen hat ein gutes, menschliches, ja christliches Verhältnis zur Polizei. Diese kennt und schätzt seinen Dienst. Sie weiss, Mutter hat Verständnis für Recht und Ordnung, aber ebensosehr für Last und Leid der Bedrängten. Und kein Polizeimann kann das Herz verschliessen, wenn Mutter Konsul erklärt: ‚Ich habe wieder einen Fall. Ihr könnt sicher sein; ich werde für ihn sorgen, dass er euch keine Mühe macht!' Mutter schenkt Vertrauen. Mutter findet Vertrauen.

Mutter war am Königshof in Holland. Mutter war bei den kriegsgefangenen deutschen Pfarrern im alten Aussätzigenheim in Südfrankreich. Sie hörte dort in der Stille der Kapelle nach den ernsten Gesprächen über die Schuldfrage, über jüdische Menschen und ihre Leiden Stimme und Stimme in Busse und Reue: ‚Ich war auch dabei. Ich habe das gewusst. Ich habe auch den Mut nicht gehabt, dagegen aufzutreten'. Mutter war in Flüchtlingslagern des Nordens und des Südens, war an Kirchentagen, vor und hinter dem Eisernen Vorhang. Sie ist eine Frau, die ganz dem christlichen Friedensdienst lebt. Ihr Dienst ist nicht ungesegnet. Nein, er ist nicht ungesegnet. Sie denkt mit tiefer Bewegung an jenen heiligen Augenblick auf irgendeiner Landstrasse des Lebens, als ein jüdischer Mitmensch die Christin anhielt mit der Frage: ‚Darf ich Ihnen das Grösste schenken, das ich habe?' Und dann segnete er sie auf der Strasse mit dem Segen des Herrn.»

Eine Ueberraschung erlebte Gertrud Kurz durch die Primaner am Freien Gymnasium Bern Aus eigenem Antrieb hatten diese eine «Friedenswoche» veranstaltet. Zum Schluss bitten sie Mutter Kurz, den zusammenfassenden Vortrag zu halten. — «Werden diese jungen Menschen auf die Grossmutter hören?» — Sie haben es getan.

Eine ähnliche Bereitschaft erlebte Gertrud Kurz im «Schweizer Friedensrat», bei Basler Studenten, beim Berner Jugend-Chor, bei Zürcher Studentinnen . . . Tatkräftig unterstützt sie das «Schweizer Hilfswerk für ausser-europäische Gebiete (SHAG) und die «Christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft». Etwa entschuldigt sie sich bei ihren Freunden dafür, dass sie gar so viel bettelt. «Diese Anliegen und Bitten bedrängen die Leser. Aber ist es nicht noch bedrängender, täglich von Flüchtlingen, von Hungernden und Verjagten zu lesen und nicht zu wissen, wie man ihnen helfen kann? —

Das müsste einen ja erdrücken. Es ist ein Vorrecht, helfen zu dürfen.»

Meine Mutter

Spät erst habe ich sie kennengelernt. Das hub an in jener Nacht, da meine Frau unsern ersten Sohn erwartete.

Geboren ist sie 1854 im Pfarrhaus Steckborn. Einer frohen, mit Spiel und Arbeit erfüllten Kinderzeit folgten interessante Jungmädchenjahre in Oberneunforn und Sulgen. Gefährten ihrer Jugend waren der geliebte jüngere Bruder, später Erziehungsdirektor Alfred Kreis, und die hingebende «Zosann». Begeistert wanderte Mutter vier Jahre lang in die Sekundarschule Erlen. Mit unwandelbarer Dankbarkeit hing sie an ihrem hervorragenden Lehrer Ammann. Wohl hatte sie Mühe, mit ihren schwachen Augen zu sehen, was an die Wandtafel geschrieben wurde. Mit eiserner Energie gewöhnte sie sich daran, alles im Kopf zu behalten, was sie nicht sehen konnte.

Manche Ferienwoche half sie den Kurzrickenbacher Basen in Haus, Garten und Reben. Nie konnte sie genug erzählen von den Schwestern und Brüdern ihrer Mutter (Maurern und Zimmerleuten) mit ihrem saubern Haushalt. Wanderungen auf den Markt und zum Münster in Konstanz oder gar zu den Klosterfrauen bedeuteten wahre Erlebnisse. Von der Mutter ihres Vaters im Egnach, der Frau des Schulmeisters Abraham Kreis, berichtete sie, wie sie mit Spinnrad und Spindel gleich sauber spann; oder wie sie ihre Zaine voll Kirschen auf dem Kopf nach St. Gallen trug, mehr als zwei Stunden weit.

Nach der Konfirmation führte der Vater seine einzige Tochter nach Lausanne. Dort fand sie in Monsieur Sublé wieder einen Lehrer, dem sie ihre ganze Verehrung erwies. Die Briefe aus dem Welschland an die Eltern zeugen von kindlicher Gesinnung, Beobachtung und Ueberlegung.

Von Anfang an war sie zur Arbeit erzogen worden. Bald brauchte ihre Mutter das Mitwirken der starken Tochter im Häuslichen und in den Diensten, die das Amt der Pfarrfrau bescherte. Als wenige Monate vor Mutters Hinschied Bulgarien im Mittelpunkt des Interesses stand, erzählte sie leuchtenden Auges davon, wie ihre Mutter ehemals die Frauen im Dorf zum Sammeln von Dörrobst und -bohnen, sowie zur Abgabe von gebrauchten Kleidungsstücken für die «Bulgarei» angefeuert. Redaktor Guhl, der die kantonale Sammlung leitete, schrieb ihr, man sehe es den Jäckli und Schlüttli an, dass die Frau Pfarrer sie eigenhändig gewaschen und geflickt habe.

Als Grossmutter je länger je mehr an rheumatischen Schmerzen litt, wuchs ihre Tochter zur Stellvertreterin heran. — Im Sommer 1883 folgte sie dem Ruf unseres Vaters. Er hatte seine erste Frau sieben Wochen nach der Geburt unserer Schwester Julie verloren. Schon während der Brautzeit hat die Halbwaise ihr Heim bei ihrer künftigen Mutter gefunden.

Das Leben in Kradolf brachte Jahrzehnte schwersten Existenzkampfes. Wir fünf heranwachsenden Kinder, die zwei, drei Arbeiter, viele Handwerker bei den ständigen Bauten, die ungezählten Pläne unseres Vaters, seine häufige Abwesenheit auf Geschäftsreisen — all das lud unserer Mutter eine ungewöhnliche Last auf. Sie trug sie mit Kraft.

Nach dem Rücktritt ihres Vaters vom Pfarramt zog auch er zu uns. Seine Tochter pflegte ihn. Verständnisvoll half sie ihm neben allem andern noch bei der Ausführung der Arbeiten, die er als «alt Dekan» weiterführte. Sie betreute ihn auf seinen Reisen, die den wissenshungrigen schwerhörigen Greis in alle Gaue unseres Vaterlandes führten. Wohltuend stand Mutter zwischen ihm und den Jungen.

Weil das Geschäft unseres Vaters nicht genügend Brot einbrachte, arbeitete sie als Weissnäherin. Die unendlich vielen, unglaublich weissen Hemden sehen wir unser Lebtag vor unsern Augen. Als auch diese Hilfe nicht ausreichte, übernahm unsere Mutter noch das Postbüro. Wie sie all die Arbeit bewältigte, haben wir nie verstanden.

Unvergesslich bleiben uns die Wanderungen nach Konstanz oder ins Egnach. Am schönsten aber war es, wenn Vater und Mutter miteinander sangen: «Aus dem Dörflein dort drüben . . .» oder «Das Laub fällt von den Bäumen . . .»

Unsere Mutter verstand es, uns mit gütiger Strenge zu allem anzuhalten, im Haus und im Garten, die Buben wie die Mädchen. Mancher unserer Kameraden, auch gelegentlich ein Pensionär, hat ihre Erziehung mitgenossen. Später folgte sie unsern Arbeiten mit Kopf, Herz und Hand. Am meisten Hülfe bekam immer dasjenige ihrer Kinder, das ihrer am meisten bedurfte. Man musste sie nie bitten. Sie wusste vorher, was wir brauchten. Und sie sorgte dafür.

Die letzten Jahrzehnte verbrachte sie still in Weinfelden, wohlbetreut von einer lieben Nichte, geistig und seelisch frisch. Erst richtete sie auf rauhem Boden den Garten ein. Schliesslich konnte sie ihre nimmermüden Finger nur noch an den feinsten Arbeiten betätigen. Damit aber hat sie nie aufgehört, bis in die letzten Tage hinein. Sofort nach Neujahr begann sie wieder mit Stricken und Häkeln — auf die nächsten Ostern und Weihnachten hin. Die feinsten Stücke an den Bazaren für den Herzberg-Bau stammten von ihr.

Hatte sie für Kradolf die «Kochschule» eingerichtet, lang in unserer Küche, so gewann auf die alten Tage hin ihre besondere Liebe die Thurgauer Haushaltungsschule. Die Vorsteherinnen und Lehrerinnen waren ihr gleich Töchtern, die Schülerinnen gleich Enkelinnen. Wenn sie von Aufgaben und Nöten, Beratungen und Besuchen erzählte, wurde man den Eindruck nicht los: so reif in der Erfahrung, so jugendlich im Wesen! — Niemand von uns weiss, wieviele Menschen und Menschlein sie betreut hat von Bethel bis zu den kriegsgeschädigten Kindern in aller Welt, nah und fern. Ihre Schubladen waren immer voll — zum Geben.

Viele ihrer Briefe und ernste Gedichte, die sie abschrieb, haben noch die Militärpatienten zu sehen bekommen. Die rauhen Männer konnten nicht anders als die zarten regelmässigen Züge bewundern, die ihre stets gleichbleibende Schrift aufwies.

Als Mutter starb, lagen auf ihrem Arbeitstisch, auf die Rückseite von Jahresberichten und Briefumschlägen mit Bleistift hingeschrieben, Worte wie:

Ich weiss wohl, was für Gedanken ich über euch habe.

Weiss ich den Weg auch nicht, du weisst ihn wohl.
Das macht die Seele still und friedevoll.

* Siehe Carl Ludwig: Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart. Bern, Bundeshaus.

Hand- und Wandspiegel usw. KADY BOUTIQUE

KADY Gesellschaftsschule
Ecole de Savoir-vivre
Kursbeginn: 15. Sept., 3. Okt. und 26. Jan. 1962
für Damen, Herren und Ehepaare

Modeberatung KADY SERVICES

Pfalzgasse 6 Tel. 23 37 87
Fortsetzung Rennweg-Lindenhof Zürich 1